

Identifizierung und Identification

ein Vergleich
zwischen dem psychoanalytischen und
dem lerntheoretischen Konzept

Helgard Roeder

1973

IDENTIFIZIERUNG und IDENTIFICATION
ein Vergleich
zwischen dem psychoanalytischen und
dem lerntheoretischen Konzept

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von
Helgard Roeder
München

1973

Referent: Prof.Dr.med.Dr.phil.A.Görres

Korreferent: Dr.J.Brengelmann

Tag der mündlichen Prüfung: 28.2.1973



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung	3
Teil I: Das Konzept der Identifizierung	
bei Sigmund Freud	4
1. Umgrenzung des psychoanalytischen Begriffs Identifizierung	4
2. Die Ausgangssituationen der Identifizierung	6
3. Die Auswirkungen der Identifizie= rung	14
4. Weitere Beiträge zur Identifizie= rungstheorie	24
Zusammenfassung	36
Teil II: Das lerntheoretische Konzept der "identification"	38
1. Die Bedeutung von "identification"	40
2. Der Einfluß des Modells	42
3. Lernprinzipien der identification	46
4. Die Theorie Banduras	54
5. Die Theorie von Sears	58
Zusammenfassung	62
Teil III: Wissenschaftstheoretische Diskussion des psychoanalytischen und des lern= theoretischen Identifikationsbe= griffs	64
1. Der logische Status der Identi= fikationsbegriffe	65
2. Ausgangsbasis der Forschung	71
3. Die Bedeutung der Hermeneutik für die psychoanalytische Forschung	73
4. Charakterisierung psychologischer Gesetze	81

	Seite
5. Modelle psychologischer Erklärungen	95
6. Überprüfung psychologischer	
Hypothesen	106
Zusammenfassung	125
Literatur-Verzeichnis	127

Vorbemerkung

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. Im ersten Abschnitt wird die psychoanalytische Theorie der Identifizierung dargestellt, wobei vor allem die Überlegungen S. Freuds berücksichtigt werden, während die Beiträge weiterer Psychoanalytiker nur am Rande behandelt werden, da sie die ursprüngliche Theorie kaum modifizierten, sondern nur unter besonderen Aspekten spezifizierten.

Im zweiten Teil der Arbeit werden die bisherigen lerntheoretischen Konzepte der "identification" vorgestellt. Die einzelnen Auffassungen werden in diesem Zusammenhang zwar zum Teil theorieimmanent kritisiert, nicht aber grundsätzlich in Frage gestellt. Die Theorie Banduras wird als die derzeit relevanteste und umfassendste gewürdigt.

Eine Diskussion beider Konzepte unter wissenschaftstheoretischen Aspekten erfolgt im dritten Teil. Dabei werden grundsätzliche Unterschiede beider Forschungsansätze beschrieben. Unter anderem wird untersucht, welche psychologischen Modelle den Erklärungen in beiden Fällen zugrundeliegen. Den Abschluß der Arbeit bilden Überlegungen zur Überprüfung psychologischer Hypothesen.

I Das Konzept der Identifizierung bei Sigmund Freud

1. Umgrenzung des psychoanalytischen Begriffs Identifizierung

Der Terminus Identifizierung erscheint bei Freud als theoretischer Begriff, der sich einer einfachen Definition entzieht und nur durch seine Beziehungen zu anderen theoretischen Begriffen einerseits und zu phänomenologischen Aussagen andererseits charakterisiert werden kann. Es handelt sich dabei um einen Begriff höherer Ordnung, von dem sich Sätze verschiedenen theoretischen Niveaus ableiten lassen. Die Bedeutung von Identifizierung ist somit äußerst komplex und gelegentlich führen Überakzentuierungen einzelner Aspekte zu uneinheitlichen Interpretationen. So bestehen z. T. unterschiedliche Auffassungen darüber, ob Identifizierung einen Prozess oder einen Zustand beschreibt. Freud verwendet den Begriff sowohl zur Bezeichnung eines historischen Ereignisses in der Genese eines Menschen als auch zur Kennzeichnung der Disposition, die durch einen solchen Vorgang geschaffen wird. Identifizierung wird also einmal als Strukturbildungsprozess - zum anderen als Struktur aufgefaßt. Dies ist allerdings kein Widerspruch, es weist vielmehr auf die enge Beziehung zwischen Strukturen und den Ereignissen hin, durch die sie entstanden; in der bleibenden Identifizierung wird quasi die Aktualität der Situation, in der Identifizierung erstmals erfolgte, konserviert, oder - mit anderen Worten - die Identifizierung besteht darin, daß der Akt der Identifizierung

ständig wiederholt wird.

Identifizierung bezeichnet allerdings in der psychoanalytischen Theorie niemals einen Verhaltenstyp, sondern stets nur eine der Voraussetzungen dafür, daß sich ein Mensch einem andern in Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen, in somatischen Vorgängen und sichtbaren Verhaltensweisen angleicht. Freud schreibt: Sie ist ".... eine Angleichung eines Ichs an ein fremdes, in deren Folge dieses erste Ich sich in bestimmten Hinsichten so benimmt wie das andere, es nachahmt, gewissermaßen in sich aufnimmt" (XV, S. 69). Die Nachahmung ist damit nur Ausdruck der Identifizierung und nicht ihr Inhalt. Sie selbst kann nur hypothetisch angenommen und aus Symptomen erschlossen werden, beobachtbar ist sie nicht. "Die Identifizierung ist also nicht simple Imitation, sondern Aneignung aufgrund des gleichen ätiologischen Anspruchs; sie drückt ein 'gleichwie' aus und bezieht sich auf ein im Unbewußten verbleibendes Gemeinsames" (II/III, S. 155).

Das Phänomen der Identifizierung wurde von Freud seit dem Beginn seiner Veröffentlichungen aufgezeigt. Seinem damaligen Forschungsinteresse entsprechend befaßte er sich zuerst allerdings nur mit der pathogenen Bedeutung der Identifizierung und beschrieb aus diesem Grunde vor allem die Funktion der Identifizierung bei der Entstehung hysterischer Symptome. Die eigentliche Identifizierungstheorie entstand im Zusammenhang mit seiner zweiten Metapsychologie und hatte diese zur Voraussetzung. Zu nennen sind hier vor allem die Aufsätze "Massenpsychologie und Ichanalyse" (1921) sowie "Das Ich und das Es" (1923). In den späteren Schriften wurde die Theorie erweitert und spezifiziert, jedoch nicht mehr revidiert. Zu erwähnen ist hier noch die "Neue Folge

der Vorlesungen" (1933), in der Freuds wesentliche Überlegungen zur Identifizierung zusammengefaßt werden.

Die Funktion der Identifizierung sah Freud in der Bewältigung von Triebansprüchen und der Stärkung des Ichs. Das geschieht, indem das Ich auf die Verwirklichung von Sexualzielen verzichtet, sich zum Ersatz dafür in seinen Phantasien dem aufgegebenen Objekt gleichsetzt und seine Liebe auf sich selbst richtet. "Indem es (das Ich) sich mit dem Objekt identifiziert, empfiehlt es sich dem Es anstelle des Objekts, will es die Libido des Es auf sich lenken" (XV, S. 83). Dabei bereichert sich das Ich um die wesentlichen Züge des früheren Objekts, an denen seine Libido haftete, so daß die Ausweitung des Ich von einem Zuwachs an Energie begleitet wird. "Wir erinnern an den Fall, daß dieses Ich die ersten und gewiß auch späteren Objektbesetzungen des Es dadurch erledigt, daß es deren Libido ins Ich aufnimmt und an die durch Identifizierung hergestellte Ichveränderung bindet" (XIII, S. 274).

2. Die Ausgangssituationen der Identifizierung

2.1 Die primäre Identifizierung

Das Kind identifiziert sich in der oralen Phase mit seinen Eltern oder Pflegepersonen - unabhängig von deren Verhalten, d. h. diese erste Identifizierung geschieht nicht als Antwort auf Pflege und Fürsorge, sondern spontan. Sie "scheint zunächst nicht Erfolg und Ausgang einer Objektbesetzung zu sein, sie ist eine direkte und unmittelbare und frühzeitiger als jede Objektbesetzung" (XIII, 259).

Nebenher und gleichzeitig entwickelt das Kind eine libidinöse Beziehung zu seinen Eltern, die auf der Befriedigung seiner oralen Triebwünsche basiert. "Ganz frühzeitig entwickelt es für die Mutter eine Objektbesetzung, die von der Mutterbrust ihren Ausgang nimmt und das vorbildliche Beispiel einer Objektwahl nach dem Anlehnungstyp zeigt" (XIII, 260).

Auf diese Weise ist das erste Liebesobjekt bei Jungen und Mädchen das gleiche: "Die Mutter war anfänglich beiden das erste Objekt" (XV, 22). Objekt der primären Identifizierung hingegen sind beide Eltern gleichermaßen, solange das Kind den Geschlechtsunterschied nicht gewahr wird (XIII, 259 Fußnote).

Die Unterscheidung zwischen primärer Identifizierung und ersten Objektwahlen bleibt jedoch weitgehend theoretisch, da die Objektwahlen in Identifizierungen übergehen und "somit die primäre Identifizierung verstärken" (XIII, 260).

Sowohl die Vateridentifizierung des Jungen als auch die Mutteridentifizierung des Mädchens sind in dieser frühen Phase zärtlicher Natur und frei von Rivalität (XIV, 21; XV, 143).

2.2 Der Einfluß des Ödipuskomplexes

Das Nebeneinanderbestehen von Objektbesetzung und Identifizierung endet mit der Reifung genitaler Strebungen. Beim Jungen läßt die "Verstärkung der sexuellen Wünsche nach der Mutter und die Wahrnehmung, daß der Vater diesen Wünschen ein Hindernis ist", den Ödipuskomplex entstehen" (XIII, 260).

"Die Vateridentifizierung nimmt nun eine feinselige Tönung an, sie wendet sich zum Wunsch, den Vater zu beseitigen, um ihn bei der Mutter zu ersetzen" (XIII, 260). Wird der Ödipuskomplex vollständig ausgebildet, bleibt beiden Eltern gegenüber ein Nebeneinander von Liebesbeziehungen und Identifizierungen erhalten. Es überlagern sich dann die typisch weibliche und die typisch männliche Eltern-Kind-Konstellation. Hierbei ist nach Freud die Bisexualität des Menschen entscheidender Faktor; das Stärkeverhältnis der beiden Geschlechtsanlagen bestimmt, wie stark sich der Anteil des Positiven, der Geschlechtsrolle angemessenen gegenüber dem negativen, unangemessenen Anteil des Ödipuskomplexes in den emotionalen Verwicklungen des Kindes auswirkt. Folge dieser Überlagerung ist es, daß sich das Kind keinem seiner Eltern gegenüber ganz der Liebe oder ganz der Feinseligkeit hingeben kann, weil es von beiden geliebt werden möchte und weil beide Eltern seinem Liebesanspruch im Wege stehen (vgl. XIII, 260-261).

"So kann man als allgemeinstes Ergebnis der vom Ödipuskomplex beherrschten Sexualphase einen Niederschlag im Ich annehmen, welcher in der Herstellung dieser beiden, irgendwie miteinander vereinbarten Identifizierungen besteht" (XIII, 262).

Der Verlauf des Ödipuskomplexes zeigt nach Freud bei Mädchen und Jungen einen deutlichen Unterschied. Während das Mädchen durch seinen Kastrationskomplex in die ödipale Situation geriet - also anstelle des ursprünglich mütterlichen Objekts den Vater setzte, geht der Ödipuskomplex des Jungen an seiner Kastrationsangst zugrunde (XIV, 28). Der Junge gibt den Wunsch nach dem Besitz der Mutter und der Beseitigung des Vaters auf, weil er seine Männlichkeit durch die Straf- und Kastrationsdrohung

des Vaters gefährdet sieht (XIV, 407) und identifiziert sich mit ihm somit unter traumatischen Bedingungen. Beim Mädchen, das sich bereits kastriert fühlt, fehlt das Motiv zur Zerstörung des Ödipuskomplexes, weshalb die ödipalen, libidinösen Bindungen langsamer, unvollständiger aufgegeben werden können. Damit fehlen auch die Voraussetzungen zu einer entsprechenden Identifizierung.

2.3 Die "Identifizierung mit dem Angreifer"

Die Identifizierungsvorgänge, die im Zusammenhang mit der Ödipusproblematik entstehen, wurden insbesondere von Anna Freud untersucht. Sie betrachtet die Identifizierung in erster Linie als Abwehrmechanismus, der im allgemeinen nicht isoliert, sondern in Begleitung anderer Abwehrmechanismen auftritt. Er kann entweder zur Bewältigung des Trieblebens oder aber zur Verteidigung gegen "angsterregende Objekte der Außenwelt" eingesetzt werden (A. Freud, S. 85).

Besonders häufig kombinieren sich nach A. Freuds Beobachtungen Identifizierungs- und Projektionsvorgänge. Der Aneignung fremder Eigenschaften und Verhaltensweisen fügt sich die Verleugung eigener Eigenschaften und Verhaltenstendenzen in Objekte der Außenwelt hinzu.

In Fällen solcher Art versucht das Kind seine Situation der Wehrlosigkeit zu bewältigen, in dem es sich mehr oder weniger vollständig einer Person gleichsetzt, die Stärke und Überlegenheit verkörpert, und zwar nicht nur in der Phantasie, sondern agierend, durch besondere

Aktionen und Kostümierungen. "Das Kind introjiziert etwas von der Person des Angstobjekts und verarbeitet auf diese Weise ein eben vorgefallenes Angsterlebnis. Das Mittel der Identifizierung oder Introjektion tritt dabei mit einer zweiten wichtigen Methode in Verbindung. Mit der Darstellung des Angreifers, der Übernahme seiner Attribute oder seiner Aggression verwandelt das Kind sich gleichzeitig aus dem Bedrohten in den Bedroher" (A. Freud, S. 88). Jene Verhaltensweise jedoch, um deretwillen das Kind Strafe fürchtete und in eine Identifizierung flüchtete, wird in das Objekt der Angst projiziert und dort präventiv bekämpft. Das bedeutet dann, daß das Kind Erwachsenen seiner Umgebung gegenüber Einschüchterungsversuche unternimmt, wenn es sich von ihnen bedroht fühlt, weil es irgendwelche Vorschriften nicht befolgt hat.

Dieses Verhalten setzt voraus, daß das Kind die Normen seiner Umgebung bereits kennengelernt und verinnerlicht hat. Zur Selbstkritik ist es jedoch noch nicht fähig; denn es sieht die Schuld nicht bei sich selbst, sondern in der Außenwelt. "Strafandrohung und Vergehen sind auch nach der Introjektion der Kritik noch nicht im Innern des Individuums zusammengetroffen. In demselben Augenblick, in dem die Kritik nach innen verlegt wird, verschiebt sich das Vergehen in die Außenwelt" (A. Freud, S. 92). Man kann also auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht von der Errichtung eines Über-Ichs sprechen, vielmehr handelt es sich erst um eine Zwischenstufe der moralischen Entwicklung, die von A. Freud als "Identifizierung mit dem Angreifer" bezeichnet wird. Diese Identifizierung wird immer durch einen Projektionsvorgang ergänzt, und ein aktiver Angriff auf die Außenwelt folgt ihm obligatorisch.

Die "verinnerlichte Kritik" trifft nach A. Freud auch im Erwachsenenalter nicht immer mit der "Wahrnehmung des eigenen Vergehens" zusammen. Es handelt sich hierbei um Personen, die mangels moralischer Reife durch eine besondere Intoleranz gegen andere Leute auffallen.

Die "Identifizierung mit dem Angreifer" kann allerdings auch eine "Zwischenphase in der Entwicklung zu paranoiden Zuständen" sein. Die Kombination von Identifizierung und Projektion wird in diesem Fall durch eine dritte Komponente ergänzt: durch die Verkehrung von Liebe in Haß, durch die homosexuelle Regungen abgewehrt werden sollen.

Normal ist die "Identifizierung mit dem Angreifer" nach A. Freud, solange das Ich sich ihrer im Kampf mit den Autoritätspersonen, also in der Auseinandersetzung mit seinen Angstobjekten bedient" (A. Freud, S. 93). Pathologisch wird der Vorgang, wenn er in Liebesangelegenheiten eingreift.

2.4 Identifizierung als Niederschlag aufgegebenen Objektbeziehungen

Während beim Ausgang des Ödipuskomplexes nicht das verlorene Liebesobjekt, sondern das Bild des mächtigeren Rivalen introjiziert wurde, besteht im Erwachsenen-Alter die Tendenz, in Situationen, in denen ein Sexualziel aufgegeben werden muß, in einer Identifizierung mit dem Objekt einen Ersatz für die gescheiterte Liebesbeziehung zu suchen.

Zwischen dem Zustand der Verliebtheit und dem der Identifizierung besteht dabei folgender Unterschied: Der Verliebte behält sein Objekt, es wird überbesetzt, so daß das Ich des Liebenden verarmt. Bei der Identifizierung dagegen geht das Objekt real verloren, es wird jedoch "im Ich wieder aufgerichtet", wobei sich das Ich verändert, sich um die Eigenschaften des Objekts bereichert" (XIII, 125 und 257). Dabei wird allerdings eine Auseinandersetzung mit einem Moment der Außenwelt gegen einen inneren Konflikt zwischen Ich und Identifizierungsinhalt ausgetauscht.

In solchen Fällen werden die Identifizierungsvorgänge durch die Wirksamkeit anderer Abwehrmechanismen vorbereitet (XIII, 117). Identifizierung bei Erwachsenen findet immer mittels einer Regression statt. Sie "wird auf regressivem Wege zum Ersatz für eine libidinöse Objektbindung" (XIII, 118). Man kann also sagen, daß diese Identifizierung in diesem Fall eine Rückkehr zur primären Bindungsform der oralen Phase aufgrund einer Versagung bedeutet.

2.5 Identifizierungen in der Pubertät

Nach A. Freud spielen Identifizierungen in der Pubertät eine besondere Rolle, da sie hier ihrer Beobachtung nach häufig von vornherein einen Ersatz für reifere Objektbindungen bilden. Ziel dieser Beziehungen ist dementsprechend auch "nicht eigentlich die Besitzergreifung des Objektes im gewöhnlichen körperlichen Sinne des Wortes", sondern die möglichst volle Angleichung an die geliebte Person des Augenblicks" (A. Freud, S. 131).

Identifizierungsneigungen sind für Jugendliche deshalb besonders charakteristisch, weil ihre Außenwelt durch die Erschütterung der kindlichen Objektbeziehungen und durch eine - von A. Freud festgestellte - Neigung zur Askese entlibidinisiert wird. Die Heranwachsenden regredieren in dieser Situation zum Narzißmus und suchen aber, indem sie sich identifizieren, gleichzeitig neuen Anschluß an die Außenwelt. Die pubertären Identifizierungen stellen damit "Restitutionsversuche" von Objektbeziehungen dar (vgl. A. Freud, S. 134).

2.6 Identifizierung als Ausdruck einer unbewußten Gemeinsamkeit

Freud wies noch auf einen weiteren Typ der Identifizierung hin, bei dem nicht das Scheitern einer Objektbeziehung die Ausgangssituation war, sondern - die möglicherweise unbewußte - Wahrnehmung einer Übereinstimmung von Triebzielen.

Er entdeckte bei der Analyse hysterischer Erscheinungen, daß der Mechanismus der Identifizierung durch die Fähigkeit und den Wunsch, sich in die Lage eines anderen zu versetzen, ausgelöst wird. Nachdem das Ich eine gleiche Gefühlsbereitschaft oder eine "bedeutsame Analogie" in einem anderen Punkte wahrgenommen hat, identifiziert es sich mit dieser Person (XIII, S. 118). Ein Mensch drückt in seinen hysterischen Symptomen häufig aus, daß er sich einer anderen Person gleichsetzt, die zu dem Objekt seiner Liebe in derselben Beziehung steht wie er selbst - und sei es auch nur in der Phantasie.

Die unbewußte Schlußfolgerung des Hysterikers lautet dabei: "Wenn man von einer solchen Ursache solche Anfälle bekommen kann, so kann ich auch solche Anfälle bekommen, denn ich habe dieselben Anlässe (II/III, 155).

Eine Identifizierung aufgrund gleicher Liebe zum selben Objekt braucht allerdings keineswegs pathologisch zu sein, sondern sie ist im Gegenteil in der Mehrheit der Fälle von großem sozialen Nutzen, so spielt z. B. sie eine äußerst positive Rolle unter Geschwistern und Gruppenmitgliedern (XIII, 133). Dort bildet sie eine Barriere gegen feindselige Rivalitäten um die Gunst der Eltern oder des Gruppenführers. Aufgrund der Einsicht, daß alle den Wunsch nach ungeteilter Zuneigung und Anerkennung hegen, verzichtet jeder auf seine Bevorzugung zugunsten einer gleichen Behandlung für alle. Die Gemeinsamkeit, die eine Identifizierung auslöst, braucht nicht erotischer Natur zu sein, sie kann auch von einer Verwandtschaft destruktiver Impulse ausgehen. Freud nennt als Beispiel die Identifizierungssympathien aufgrund gleicher Mordphantasien, die Dostojewski für einige Gestalten seiner Romane hegt (XIV, 414).

Die Identifizierung geht bei dem hier beschriebenen Typ der Gefühlsbindung voraus, während sie in den meisten Fällen aus libidinösen Beziehungen hervorgeht.

3. Die Auswirkungen der Identifizierung

Identifizierungen können sich ebenso positiv wie negativ für das Individuum auswirken. Im günstigen Fall bereichern sie das Ich und fördern gute soziale Beziehungen. Unter Umständen leiten sie jedoch eine

Fehlentwicklung ein und verschärfen damit die inneren Konflikte.

3.1 Auswirkungen auf die Charakterbildung

Die Identifizierung besteht in einer Angleichung an eine andere Person, in deren Folge fremde Vorstellungen und Verhaltensweisen übernommen werden. Davon kann die gesamte psychische Organisation betroffen werden und insbesondere das Ich wird sowohl in seiner Selbsteinschätzung wie auch in seinen regulativen Funktionen verändert.

Am schwerwiegendsten wirken sich damit Identifizierungen in der Kindheit aus, wenn das Ich noch labil und gegen innere und äußere Einflüsse wenig resistent ist. Der erste Verlust eines Liebesobjekts in der ödipalen Phase und die in diesem Zusammenhang auftauchenden Gefahren führen zu einer totalen Veränderung der psychischen Struktur: Durch eine Introjektion der drohenden väterlichen Autorität entsteht das Über-Ich als Reaktionsbildung gegen die ersten Objektwahlen des Es (XV, S. 70; XIII, S. 262).

Freud schreibt: "Die ins Ich introjizierte Vater- oder Elternautorität bildet dort den Kern des Über-Ichs, welches vom Vater die Strenge entlehnt, sein Inzestverbot perpetuiert und so das Ich gegen die Wiederkehr der libidinösen Objektbesetzung versichert" (XIII, S. 299).

In dieser Phase durchlaufen Mädchen und Jungen nach Freud jedoch eine unterschiedliche Entwicklung,

aus der spätere Charakterunterschiede resultieren: Während Identifizierung und Introjektion beim Jungen unter dem Eindruck der Kastrationsdrohung schockartig geschehen, verlaufen sie beim Mädchen, das sich ja der Theorie entsprechend bereits kastriert fühlt, zögernder und weniger zwangsläufig; es liegt hier mehr eine Anpassung vor. Die Aufrichtung des Über-Ichs und der Abbruch der infantilen Genitalorganisation scheinen beim Mädchen viel mehr als beim Knaben "Erfolg der Erziehung, der äußeren Einschüchterung zu sein, die mit dem Verlust des Geliebtwerdens droht" (XIII, S. 104).

Freud vermutet deshalb, daß das "Niveau des sittlich Normalen" für die Frau zeitlebens geringer ist als für den Mann. "Das Über-Ich wird niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Manne fordern." Beim Weib gibt es weniger Rechtsgefühl, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens, und es läßt sich in seinen Entscheidungen öfter von zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten (XIV, S. 29).

Die Strenge des Über-Ichs darf im übrigen nicht unbedingt darauf zurückgeführt werden, daß der Vater hart und grausam war. Weder das Verhalten noch die Normenvorstellungen des Vorbildes brauchen so unerbittlich zu sein wie das Über-Ich des Kindes; denn die Aggressivität des Über-Ichs entsteht zum Teil durch die mit der Identifizierung verbundene Desexualisierung und Triebentmischung: "Jede solche Identifizierung hat den Charakter einer Desexualisierung oder selbst Sublimierung. Es scheint nun, daß bei einer solchen Um-

setzung auch eine Triebentmischung stattfindet. Die erotische Komponente hat nach der Sublimierung nicht mehr die Kraft, die ganze hinzugesetzte Destruktion zu binden, und diese wird als Aggressions- und Destruktionstrieb frei. Aus dieser Entmischung würde das Ideal überhaupt erst den harten, grausamen Zug des gebieterischen Sollens beziehen" (XIII, S. 284-285).

Die späteren Identifizierungen beeinflussen die gesunde Persönlichkeit bei weitem weniger. "Das erstarrte Ich verhält sich später gegen solche Identifizierungseinflüsse resistenter" (XIII, S. 277). Außerdem wird die Wahrnehmung des Kindes mit zunehmendem Alter realistischer und das Bild der Eltern wandelt sich im Laufe der Zeit. Aber obwohl die Eltern viel von ihrer Großartigkeit verlieren, kommt es immer wieder zu Identifizierungen mit ihnen. Auf diese Weise liefert auch das revidierte Elternbild ständig Beiträge zur Charakterbildung, die dann aber nicht mehr das Über-Ich betreffen, sondern das Ich (XV, S. 70). Außerdem wird der Charakter in späteren Jahren noch um Züge aufgebener Liebesobjekte bereichert.

3.2 Der Einfluß auf die sozialen Beziehungen

Unter spezifischen Voraussetzungen wird die Identifizierung zur Basis von Sympathie, Mitgefühl und Verständnis, und zwar dann, wenn Menschen, die in der gleichen Lage sind und gemeinsame Motive verfolgen, Ähnlichkeiten wahrnehmen. Auf diese Weise wird Rivalität überwunden und Solidarität geschaffen. Auch die Forderung nach Gerechtigkeit beruht auf Identifizierungen (XIII, S. 133, 134, 150).

Freud sah in der Identifizierung neben der Liebe das wichtigste Bindeglied zwischen den Menschen. Er schreibt: "Alles, was bedeutsame Gemeinsamkeiten unter Menschen herstellt, ruft solche Gemeingefühle, Identifizierungen hervor. Auf ihnen ruht zum guten Teil der Aufbau der menschlichen Gesellschaft" (XVI, S. 23). Freud erwartete deshalb von der Identifizierung einen wichtigen Beitrag zur Bekämpfung von Kriegen.

Identifizierungen dieses Typs finden ihr Vorbild in der Situation des Kinderzimmers: Hier bildet die Identifizierung erstmals einen Ausweg aus Rivalitätsverhältnissen.

Jedoch auch jene, genetisch früher vorkommende Form der Identifizierung mit dem Angreifer hat ihre Analogie unter politischen Vorzeichen: Nach Freud beruht der Nationalstolz auf einer "Identifizierung der Unterdrückten mit der sie beherrschenden und ausbeutenden Klasse". "Man ist zwar ein elender, von Schulden und Kriegsdiensten geplagter Plebejer, aber dafür ist man Römer" (XIV, S. 335).

3.3 Pathologische Auswirkungen der Identifizierung

Identifizierungen bergen die Möglichkeit pathologischer Auswirkungen, denn sie sind – wenn man von der primären Identifizierung absieht – mit einer Flucht rückwärts gekoppelt. An die Stelle einer bewußten Auseinandersetzung mit dem Konflikt tritt eine Regression zum Narzißmus, die von einer formalen Regression der Objektrepräsentanzen begleitet wird: diese werden verdrängt,

sind geistig nicht mehr gegenwärtig und von dem System gedanklicher Operationen ausgeschlossen. Der Trieb, der an diesen Repräsentanzen haftete, wird im Falle der Identifizierung nicht an ein Ersatzobjekt gebunden, sondern er wendet sich gegen das Ich, dessen Repräsentanz durch die Identifizierung mit der des Objektes verschmolzen ist.

Während dieser Vorgang beim Kind, dessen Ich noch unausgebildet ist, normal zu sein scheint, deutet er in späteren Jahren auf eine Störung der psychischen Organisation und eine pathologische Schwächung des Ichs hin, die in der Bildung von Symptomen oder Fehlhaltungen resultiert.

Hysterie:

Hinter hysterischen Symptomen stehen partielle Identifizierungen, die sich auf verschiedene Ausgangssituationen zurückführen lassen:

- a) Das Symptom ist Ausdruck einer Rivalität und bedeutet ein an die Stelle des anderen treten wollen, wird aber von der Abwehrinstanz - internalisierten Forderungen der Autoritäten - gegen die erotischen Impulse mitbestimmt und erhält dadurch seinen Leidenscharakter. Freud führt als Beispiel das Mädchen an, das von demselben Husten gequält wird wie seine Mutter: "Das Symptom drückt die Objektliebe zum Vater aus: es realisiert die Ersetzung der Mutter unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins: Du hast die Mutter sein wollen, jetzt bist Du's wenigstens im Leiden" (XIII, S. 116).

- b) Das Symptom kann ebensogut Ausdruck eines Identitätsanspruchs mit einer geliebten Person sein wie einen Ersatz für eine Liebeserklärung darstellen: in diesem Fall hat die Tochter denselben Husten wie der Vater. In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, daß der Ödipuskomplex in der Regel vollständig auftritt und bedeutet, daß das Kind beide Eltern liebt und zugleich ersetzen will. So kommt es zum bisexuellen Charakter hysterischer Symptome, die - wie Freud ausführt - "Ausdruck einerseits einer männlichen, andererseits einer weiblichen unbewußten Phantasie sind" (VII, S. 197).
- c) In einem dritten, nach Freud besonders häufigen und bedeutsamen Fall hysterischer Symptombildung spielt die direkte Beziehung zum Identifizierungsobjekt gar keine Rolle. Entscheidend ist hier die Fähigkeit und Bereitschaft, sich in die Lage des anderen zu versetzen, wobei gleiche libidinöse Wünsche und Erwartungen zugrunde liegen. Freud führt hier als Beispiel Erscheinungen an, die als psychische Infektion bezeichnet werden; bei denen ein Symptom von Menschen, die sich in der gleichen Situation fühlen oder befinden möchten wie der primär befallene, übernommen wird. "Der Mechanismus ist der der Identifizierung aufgrund des sich in dieselbe Lage Versetzenkönnens oder Versetzenswollens. Die Anderen möchten auch ein geheimes Liebesverhältnis haben und akzeptieren unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins auch das damit verbundene Leid" (XIII, S. 118).

Homosexualität:

Homosexuelle Entwicklungen lassen sich nach Freud von Fehlidentifizierungen ableiten, die in der frühen Kindheit oder in der Pubertät ihren Ausgang nehmen.

Im ersten Fall wird bei einer "Umkehrung" des Ödipuskomplexes aus einer Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil eine libidinöse Beziehung zu ihm - aus dem "was man sein möchte" wird "was man haben möchte" (XIII, S. 116).

Im zweiten Fall führt eine ungewöhnlich dauerhafte ödipale Fixierung zu einer Identifizierung mit dem früheren Objekt. Es wird nicht anstelle des bisher geliebten Elternteils ein neues Objekt gesucht, sondern es erfolgt eine Identifizierung, bei der der eigene Charakter sich in sexueller Hinsicht nach dem Vorbild des nun introjizierten Objektes umwandelt, während Objekte gesucht werden, die insofern dem eigenen, aber jetzt verdrängten Selbstbild entsprechen, daß jenes Interaktionsmuster mit ihnen wiederholt werden kann, das früher zwischen dem Elternteil und dem Kind bestanden hatte. "Der Junge verläßt nicht seine Mutter, sondern identifiziert sich mit ihr, er wandelt sich in sie um und sucht jetzt nach Objekten, die ihm sein Ich ersetzen können, die er so lieben und pflegen kann, wie er es von seiner Mutter erfahren hatte" (XIII, S. 119).

Melancholie:

Besonders verhängnisvoll wirkt sich die Identifizierung in der Genese der Melancholie aus. Das Ich wird in diesem Fall durch die Introjektion nicht bereichert, sondern es versinkt zur Bedeutungslosigkeit. Die der Realität zugewandten Teile der Persönlichkeit verschwinden hinter dem Bild des verlorenen Geliebten, dem der Melancholiker sich gleichsetzt.

Die Melancholie ist nach Freud eine besondere Form der Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person (X, S. 431), wobei alle Situationen von Kränkung, Zurücksetzung und Enttäuschung Anlaß sein können (X, S. 437). Dabei ist der Kranke nicht fähig, sich mit seinem Verlust auseinanderzusetzen. Er weiß meist nicht einmal, was er verloren hat, und selbst wenn er es weiß, wen er verloren hat, weiß er nicht, was er an ihm verloren hat (X, S. 431). Die Melancholie läßt sich also "irgendwie auf einen dem Bewußtsein entzogenen Objektverlust beziehen" (X, S. 431).

Der Verlust wird deshalb von bewußter Wahrnehmung ausgeschlossen, weil die Liebesbeziehung von einem Ambivalenzkonflikt überschattet ist (X, S. 444). Diese Ambivalenz kann konstitutionell sein oder aber durch jene Erlebnisse erworben worden sein, die den Objektverlust drohend ankündigten. In beiden Fällen kämpfen Liebe und Haß dauernd um das Objekt. Die Versuche, sich vom Partner zu lösen, dringen jedoch nicht zum Bewußtsein vor, entweder, weil sie als Teil konstitutioneller Ambivalenz irrationale, inadäquate Erwartungen ausdrücken, die vom Ich niemals akzeptiert werden, oder weil jede feindselige Regung frühere traumatische Erlebnisse wieder wachrufen würde.

Der Melancholiker entzieht sich diesem Liebeskonflikt schließlich durch eine Rückkehr zum Narzißmus der oralen Phase (X, S. 436), in der die Introjektion des Objekts die normale Form einer sozialen Beziehung war. Infolgedessen wird kein wirklicher Verzicht auf den Geliebten geleistet; der äußerlichen Trennung steht eine innere Angleichung und Gleichsetzung gegenüber,

eine narzißtische Identifizierung (X, S. 436). Anstatt also die ambivalenten Triebregungen von der affektiv besetzten Vorstellung zu lösen, wird diese Vorstellung auf die eigene Persönlichkeit übertragen, die damit zum Ersatzobjekt wird. Nun verlieren die aggressiven Tendenzen die Form inakzeptabler Feindseligkeit gegen einen anderen und werden als moralisch achtbare Selbstkritik vom Bewußtsein aufgenommen. "Hat sich die Liebe zum Objekt, die nicht aufgegeben werden kann, während das Objekt selbst aufgegeben wird, in die narzißtische Identifizierung geflüchtet, so betätigt sich an diesem Ersatzobjekt der Haß, indem er es beschimpft, erniedrigt, leiden macht und an diesem Leiden eine sadistische Befriedigung gewinnt" (X, S. 438). Dabei gelten dann die Selbstanklagen der Person, die der Kranke "liebt, geliebt hat oder lieben sollte". Ein wichtiger Faktor der Melancholie ist also, daß sich der Kranke mittels Identifizierung mit dem verlorenen Liebesobjekt selbst zum Ziel seiner Haßliebe macht.

Die äußerste Folge einer Introjektion ist der Selbstmord des Melancholikers. Hierbei zeigt die Überwindung des Selbsterhaltungstriebes, wie bedeutungslos das Ich durch seine Identifizierung wurde, und daß ein Ich-Verlust an die Stelle des Objektverlustes getreten ist. Freud schreibt, "daß das Ich sich nur dann töten kann, wenn es durch die Rückkehr der Objektbesetzung sich selbst wie ein Objekt behandeln kann, wenn es die Feindseligkeiten gegen sich richten darf, die einem Objekt gilt, und die die ursprüngliche Reaktion des Ichs gegen Objekte der Außenwelt vertritt" (X, S. 439). Überwältigt vom Haß auf das Objekt tötet das Ich sich selbst (vgl. X, S. 335 und 339).

Dissoziation des Ich:

Zu Störungen der Persönlichkeit bis hin zu psychotischen Erscheinungen kommt es, wenn mehrere, miteinander unvereinbare Beziehungspersonen introjiziert werden. Wenn sich die einzelnen Identifizierungsinhalte durch Widerstände gegeneinander abschließen, kommt es zu einer Aufspaltung oder "Aufsplitterung" des Ich. "Das Geheimnis der Fälle von sogenannter multipler Persönlichkeit" läßt sich wahrscheinlich damit erklären, daß "die einzelnen Identifizierungen alternierend das Bewußtsein an sich reißen" (XIII, S. 258-259).

4. Weitere Beiträge zur Identifizierungstheorie

Freuds Identifizierungstheorie wurde von anderen Psychoanalytikern nicht in Frage gestellt. Die Aufsätze seiner ehemaligen Mitarbeiter sowie die heutigen Arbeiten, die zu diesem Thema etwas beitragen, bemühen sich in der Regel nur um eine Spezifizierung der Theorie unter bestimmten Aspekten. Hier ist vor allem Fenichels Aufsatz von 1926 zu nennen. Fenichel weicht nicht von Freuds Interpretation des Begriffs ab; er verwendet ihn zur Bezeichnung von "Ichveränderungen, bei denen Eigenschaften erworben werden, die vorher an einem Objekt wahrgenommen worden sind" (1972, S. 42).

Die Tatsache, daß von der Identifizierung die Triebe in demselben Maße betroffen werden wie das Ich, wird von Fenichel etwas stärker akzentuiert als von Freud: "Es liegt nahe, auch die Identifizierung als 'Tribschicksal' zu beschreiben. Am ursprünglichen Objekttrieb, der zum Identifizierungsvorgang führt, ändern sich Objekt und Ziel. Das reale Objekt inter-

essiert nicht mehr (oder nicht mehr in gleichem Maße); das Ich ändert seine Gestalt und wird objektähnlich, die Libido wird dabei desexualisiert" (1972, S. 43). Fenichel hebt hervor, daß bei der Identifizierung eine stärkere Dynamik vorliegt als bei der "Wendung gegen das Ich", bei der nur der Trieb beeinflußt wird, daß Ich aber unverändert bleibt. Im Falle der Identifizierung ist das Ich zu einem Kompromiß gezwungen, durch den es seine vorherige Gestalt einbüßt. Es läßt sich hierzu allerdings fragen, ob es dynamische Veränderungen ohne strukturelle Wandlungen geben kann und ob nicht vielmehr eine "Wendung gegen das Ich" ein struktureller Vorgang ist. Die Trennung, die Fenichel hier trifft, ist nur dann sinnvoll, wenn er das Ich ausschließlich unter seinem inhaltlichen Aspekt meint und den strukturellen Aspekt ausschließt.

Weitere Überlegungen Fenichels befassen sich mit der Frage, welcher Trieb hinter der Identifizierung steht. Er stellt fest, daß die Identifizierung nicht dem Lustgewinn dient, sondern der Erhaltung des seelischen Gleichgewichts. Davon ausgehend, daß Identifizierung immer eine "Reaktion auf den enttäuschenden Verlust der Ich und Außenwelt umfassenden Einheit" bildet, schreibt er: "Die Tatsache, daß auch das trieb-feindliche Über-Ich Resultat eines solchen Versuchs zum Befriedigungsersatz ist, zeigt, daß es dabei nicht um Lustgewinn, sondern in tieferer Schicht um Triebabfuhr und Erhaltung des seelischen Gleichgewichts im Sinne des Nirwanaprinzipis zu tun ist" (1972, S. 46).

Er leugnet jedoch nicht eine libidinöse Komponente. Hinter der Identifizierung stehen gleichzeitig erotische und destruktive Impulse, sie "drückt gleichzeitig Zärtlichkeit und Vernichtungswunsch aus" (1972, S. 47). Im

Unterschied zu einer Objektliebe sind die Triebe bei der Identifizierung jedoch entmischt. Die Regression, in deren Verlauf dies erfolgte, geht seiner Theorie nach bis zu der "ambivalenten Beißstufe" zurück, deren narzißtisches Ideal die Totaleinverleibung des Objekts ist. Der libidinöse Anteil der Identifizierung ist damit als oral gekennzeichnet. Dabei kann, wie Fenichel weiter ausführt, Identifizierung bei einer echten Regression ins Orale erfolgen - dann ist sie total und narzißtisch wie in der Melancholie - oder aber sie bildet nur einen Ausdruck genitaler Regungen, dann ist sie ein Mittel zum Ersatz des Genitalobjekts wie in der Hysterie (1972, S. 47). In diesem Falle ist die Identifizierung nur partiell; sie tritt neben die Objektliebe, ohne daß die Besetzung des Objektes aufgegeben wird (1972, S. 50).

Die Überlegung, daß die Form der Identifizierung von der Stärke der Regression, die ihr zugrundeliegt, mitbestimmt wird, wurde in jüngster Zeit von Mentzos aufgegriffen (1971). Er sieht den Unterschied zwischen der hysterischen Identifizierung und ihrem ontogenetisch früheren Modus darin, daß bei der Hysterie gar keine Identifizierung vorliegt, sondern nur eine rein äußerliche Angleichung in der Darstellung des Selbst erfolgt. Die Identifizierung wird in den Dienst der Hysterie gestellt, indem sie die "passagere Übernahme von Ausdrucksmitteln" ermöglicht, und sie verhindert auf dieser Weise, daß eine "echte, stabile" Identifizierung bestimmend wird. Die häufig wechselnden hysterischen Identifizierungen, die nicht nur mit Beziehungspersonen stattfinden, beherrschen nur das oberflächliche Verhalten und erwecken auf diese Weise den klinischen Eindruck des "Unechten,

Wechselhaften und Unberechenbaren" (Mentzos, 1971, S. 680 f). Mentzos nennt diese Rollen-"Anleihen" im Unterschied zu den oralen Identifizierungen "selektive Quasi-Identifikationen" (1971, S. 681).

Diese Quasi-Identifikationen sind nach Mentzos von dem Zeitpunkt an möglich, wenn die ersten Ichfunktionen ausgebildet sind, also vom 3. oder 4. Lebensjahr an (1971, S. 681). Diese Aussage ist aber wahrscheinlich nicht so zu verstehen, daß alle Identifizierungen, die den Ödipus-Komplex ablösen, den Charakter des Uneigentlichen haben sollen. Zacharias weist darauf hin, daß es nur dann zu hysterischen Identifikationen kommt, wenn am Ende der ödipalen Phase keine echte Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil gelingt. Dann schaffen Teilidentifizierungen mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil die Bedingungen für eine Hysterie (1971, S. 689).

Fenichel befaßte sich eingehender mit den Identifizierungsvorgängen in der oralen Phase. Er wies darauf hin, daß bereits der primären Identifizierung Versagungen vorausgehen; denn es sind unangenehme Erfahrungen, die zu einer ersten Unterscheidung zwischen Ich und Außenwelt führen und jene symbiotische Einheit stören, die mittels einer Identifizierung wiederhergestellt werden soll. Es werden allerdings zunächst nur die Unlustreize als von außen kommend anerkannt, nicht hingegen die Lustreize. Es handelt sich hierbei um die Phase des "purifizierten Lust-Ichs" (Freud, V, S. 461), die Fenichel als Vorstufe der primären Identifizierung während der Saugperiode ansieht.

Die eigentliche primäre Identifizierung findet dann statt, wenn die Realitätsprüfung soweit gelingt, daß auch die Realität des äußeren Lustobjekts anerkannt wird, dennoch aber versucht wird, es dem Ich einzuverleiben. Dies geschieht während der oral-sadistischen Beißperiode (Fenichel, 1972, S. 48).

Auch Zacharias geht davon aus, daß bei der "sogenannten primären oralen Identifizierung" nur die positiven Aspekte des Objekts introjiziert werden. Er sieht darin bereits eine Sublimierung realer oral-sadistischer Impulse, die darauf abzielen, das Objekt selbst zu verschlingen. Die Introjektion des Bildes dieser Beziehungsperson ist dafür ein Ersatz, sie bildet einen Kompromiß, der dadurch ermöglicht wird, daß "das Ur-objekt die Frustrationserwartung bzw. Enttäuschungsbereitschaft des Kindes durch immer neue Zuwendung widerlegt und damit die Motivation der oralen Aggressivität allmählich auflöst" (Zacharias, 1971, S. 688).

Auch in der analen Phase wird nach Zacharias zunächst noch versucht, sich nur mit "dem den libidinösen Impulsen korrelierenden Guten zu identifizieren". Da jetzt jedoch an die Stelle einer symbiotischen Beziehung zur Mutter eine Drei-Personen-Beziehung tritt, wird das Kind gezwungen, die bisherige Aufteilung von Gut und Böse, die das Selbst vom Bösen freihielt, aufzugeben. Da weder Vater noch Mutter mit dem Bösen identifiziert werden können, da sie sonst weder geliebt werden noch als Vorbild akzeptiert werden können, muß das Böse jetzt internalisiert werden (Zacharias 1971, S. 688 f.). Zacharias beruft sich hierbei auf Überlegungen von Loch, der wörtlich schreibt: "... nur wenn die dritte Person als Liebesobjekt und Vorbild

apperzipiert werden kann, ist der Ausweg, sich durch Abspaltung des bösen Objekts bzw. des bösen Selbstes zu entledigen, versperrt. Das Böse, das Schlechte, muß jetzt nämlich deshalb internalisiert werden, d. h. der eigenen Person zugeschrieben werden, weil seine Identifizierung mit der Mutter (gemeint ist die erste entscheidende Beziehungsperson) dazu führen würde, die dritte Person, d. h. in der Regel den Vater, nicht zum Vorbild nehmen zu können, denn weder er noch man selbst kann und will das böse Objekt lieben. – Selbstverständlich kann aber auch der Vater als Vorbild nicht dem bösen Objekt gleichgesetzt werden, denn dann könnte man nicht so sein wollen wie er" (Loch, 1969, S. 493 f.).

Es kommt damit zu einem Nebeneinander von einem guten Introjekt, dem Ich-Ideal, das aus der (sekundären) oralen Identifizierung stammt, und einem bösen Introjekt, das der "Internalisierung der triangulären Interaktivität" entstammt (Loch 1969, S. 504, zit. bei Zacharias, 1971, S. 688). In der folgenden ödipalen Drei-Personen-Beziehung folgt nach Loch jedoch wieder eine Internalisierung von positiven Repräsentanzen – "die Identifizierung mit dem idealen Aspekt der dritten Person" (Loch, 1969, S. 494). Diese Identifizierung bildet nach Loch die Voraussetzung dafür, sich durch introjektive Prozesse einzelne Wesenszüge zuschreiben zu können, ohne sich gleich völlig einer anderen Person gleichzusetzen. Dies sind Prozesse, "durch die wir etwas 'haben' und nicht mehr 'bedingungslos' per identificationem sind" (Loch, 1969, S. 494).

Zum Teil wird in der Literatur zwischen "anaklitischer" und defensiver" Identifizierung unterschieden (Bronfenbrenner, 1960, S. 15-39). Dieser Trennung liegt aber

nur ein oberflächliches Verständnis der psychoanalytischen Theorie zugrunde, und sie wird von Freud an keiner Stelle getroffen. Der Begriff "anaklitisch" impliziert, daß diese Identifizierung Folge einer Anlehnung an die Mutter oder eine entsprechende Person sei. Die primäre Identifizierung geht jedoch - wie aus den Ausführungen Freuds und auch Fenichels hervorgeht - jeder Objektbeziehung voraus, da sie sich ja auf die ursprüngliche symbiotische Beziehung gründet. Falsch ist auch, daß die Identifizierung, die den Ödipuskomplex ablöst, ausschließlich defensiv sein soll. Sie ist vielmehr mehrfach determiniert; denn beim vollständigen Ödipuskomplex ist auch der Vater Liebesobjekt und nicht nur übermächtiger Rivale: Die Identifizierung hat also libidinöse und aggressive Impulse zu bewältigen.

Unklarheiten dieser Art lassen sich bereinigen, wenn man die Überlegungen Fenichels (1972) und Lochs (1969) berücksichtigt und deutlich zwischen der Dynamik hinter der Identifizierung und dem Inhalt ihrer Introjekte unterscheidet: Während die Dynamik immer zugleich aggressiv und libidinös ist, können die internalisierten Repräsentanzen auch frei von aggressiven Zügen sein. Die Tatsache, daß die früheste Identifizierung nur die Introjektion eines positiven Bildes bewirkt, bedeutet nicht, daß sie nur von Liebe (oder deren Vorläufer) getragen wird, und die überwiegend kindseligen Züge des späteren Introjekts (am Ende der ödipalen Phase) erlauben nicht den Schluß, daß hinter dieser Identifizierung nur aggressive Impulse stehen.

Ein weiteres Problem sah Fenichel in der Topologie der Identifizierung. Er sah einen Widerspruch darin, daß

sich die Identifizierung einerseits mit Gewißheit im Ich abspielt, andererseits aber unbewußt ist (Fenichel, 1972, S. 45). Dieser Widerspruch läßt sich nicht lösen, wenn man annimmt, daß bewußte und unbewußte Vorstellungen von alternativen autonomen Zentren gebildet werden, d. h. - in einer ontologisierenden Sprache - entweder im Ich oder im Es. Geht man jedoch von der Annahme aus, daß der Unterschied zwischen bewußten und unbewußten Vorstellungen weniger topologisch zu definieren ist als vielmehr hinsichtlich ihres Artikulations- bzw. Formungsgrades, so entsteht das Problem, auf das Fenichel hinwies, gar nicht. In Anlehnung an Lorenzer (1970) läßt sich festhalten, daß auch die unbewußten Vorstellungen als Besetzungsträger notwendigerweise strukturiert sind, sich allerdings als diffuser und weniger eindeutig als die gedanklichen Symbole charakterisieren lassen und nicht in die Kommunikation zwischen diesen miteinbezogen werden.

Ob damit auch die unbewußten Vorstellungen dem Ich zugerechnet werden können, hängt davon ab, wie eng oder wie weit der Begriff des Ichs gefaßt wird: Ob die Bezeichnung Ich für das Gesamt der psychischen Struktur einschließlich des Bereichs der Primärprozesse steht, oder ob man den Bereich Ich für die Sekundärorganisation reserviert. Zieht man die enge Definition vor, so läßt sich Identifizierung allerdings kaum noch als Mechanismus oder Struktur des "Ich" bezeichnen. Ein Ausweg aus diesem Dilemma könnte vielleicht darin bestehen, daß man die Funktionsbereiche von Primär- und Sekundärprozessen neu abgrenzt, und auch die Symbole, wie sie im Traum oder im Mythos vorkommen, die "präsentativen" (Langer) Formen der Symbolbildung, als von Sekundärprozessen geschaffen ansieht. Das Ich wird dann zur einzigen formgebenden, symbolisierenden Instanz, während

das Unbewußte nur noch als Reizreservoir betrachtet wird (Lorenzer, 1970b, S. 897 f.). Die Symbolbildung entspricht dabei der Bewußtwerdung, und es bleibt dabei wieder die Frage offen, welchem Bereich die unbewußten Repräsentanzen zuzuordnen sind, die nach Lorenzer zwar desymbolisiert sind, andererseits aber auch einen gewissen Formungsgrad aufweisen müssen.

Eine Identifizierung wird nach Lorenzer dadurch vorbereitet, daß bestimmte Repräsentanzen ihren Symbol-Charakter verlieren. Wenn ein Aspekt einer Beziehungsperson in Widerspruch zu ihrem Gesamt-Imago gerät, die Besetzung der entsprechenden Repräsentanzen aber nicht aufgehoben werden kann, so werden diese samt den komplementären Selbstrepräsentanzen verdrängt. Auf diese Weise verwischen sich die vom Bewußtsein gezogenen Grenzen zwischen den Bildern des Selbst und denen der anderen Person bis hin zu einer Verschmelzung, durch die das Selbst Züge des Objekts annimmt (Lorenzer, 1970b, S. 907). Eine Identifizierung hat nun aber nach Freud die Aufgabe, das Ich zu stärken, und es fragt sich, ob dies gelingen kann, solange die affektiv-besetzten und miteinander verschmolzenen Vorstellungen desymbolisiert sind. Hier wird ein neues Problem deutlich: Sollen die verdrängten Vorstellungskomplexe wieder zu Symbolen transformiert werden, ohne daß die Identifizierung dabei aufgelöst wird, oder stellt die Identifizierung nur ein Bindeglied zwischen Verdrängung und neuer Bewußtwerdung dar? Beide Lösungen sind offensichtlich möglich, verlangen aber verschiedene Voraussetzungen. Es scheint nur in der Kindheit zu gelingen, Züge von Beziehungspersonen, die auf regressive Weise dem eigenen Selbst hinzugefügt wurden, später konfliktlos als eigene Charakterzüge bei sich selbst wahrzunehmen. Dies mag daran

liegen, daß die Wahrnehmung bestimmter Merkmale oder Eigenschaften bei der eigenen Person leichter zu ertragen ist als bei einer wichtigen Beziehungsperson, und damit auch bewußtseinsfähiger ist. Eben dies geschieht bei der Identifizierung mit dem Angreifer: Hier bildet die Feststellung, daß eine Person, von der man abhängig ist, eine feindselige Haltung einnimmt, eine viel größere Bedrohung als die Überzeugung, daß man selbst aggressiv ist (vgl. A. Freud, 1936, S. 85 f.). Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, daß ein Identifizierungs-Inhalt, wenn er einmal bewußt geworden ist, zu einem authentischen Zug des Selbst wird, also nicht mehr eine irrtümliche Anleihe mit weiteren pathologischen Konsequenzen darstellt. Die Inhalte der Identifizierungen sind es ja, aus denen sich das Bild eines Menschen in den Anfängen seiner Persönlichkeitsentwicklung zusammensetzt.

Erikson weist darauf hin, daß die zuletzt entstehende Identität allerdings mehr ist als eine Summierung aller Identifizierungen. Identität schließt diese zwar ein, verändert sie jedoch auch, indem sie sie einer übergeordneten Gestalt einfügt (Erikson, 1956/57). Es erfolgt dabei eine Integration der Identifizierungen mit den Libido-Verschiebungen, den Grundbegabungen und den entwickelten Fähigkeiten sowie den Möglichkeiten sozialer Rollen (Erikson, 1966, S. 256).

Nach Ausbildung einer Identität ist es allerdings nicht mehr möglich, Ich und Selbstbild durch Identifizierungen zu bereichern. Identifizierungen sind dann nur noch im Zustande struktureller Regression möglich und weichen bei einer erneuten Bewußtwerdung der verdrängten Repräsentanzen reiferen Beziehungsformen. Die Identifizierung erfüllt hier demgemäß nur eine begrenzte ökonomische

Funktion; sie lenkt zwar Libido von realen Objekten ab auf das eigene Selbst hin, kann diese jedoch nicht bewußter Zielsetzung als Energie zur Verfügung stellen, da sie an verdrängten Vorstellungen haftet. Je mehr Repräsentanzen von der strukturellen Regression betroffen werden, desto wahrscheinlicher sind pathologische Konsequenzen. Verlieren jedoch nur wenige Repräsentanzen ihren Symbol-Charakter und habe diese nur geringe Besetzungen, so kann Identifizierung eine positive Funktion erfüllen: Sie fördert die Erkenntnis, indem sie auf dem Wege einer "Regression im Dienste des Ich" die Aneignung fremder Erfahrungsinhalte ermöglicht. Diese Identifizierung, die bei allen schöpferischen Prozessen von Bedeutung ist, wird auch in der psychoanalytischen Therapie methodisch angewandt (Spitz 1956/57, S. 77; Lampl de Groot, 1967, S. 73 zit. bei Lorenzer, 1970a S. 184 f.). Dabei wird durch eine gesteuerte Regression eine koinästhetische Funktionsweise aufgesucht, die der frühesten Mutter-Kind-Beziehung entstammt und Ursprung aller Empathie und Intuition ist. Es handelt sich dabei nach Lorenzer um einen Primärvorgang, der auf dem Wege spezifischer Teilhabe an der Interaktion mit dem Patienten besondere Wahrnehmungsmöglichkeiten eröffnet. Bei der anschließenden Rückkehr zur Sekundärorganisation wird diese Beziehung "diakritisch" verarbeitet (Lorenzer). Dabei wird die Identifizierung nicht "distanzierend aufgelöst" (Lorenzer 1970a, S. 186), sondern sie verliert nur ihren regressiven Charakter, und das bedeutet: die unbewußte Teilhabe weicht einer "verstehenden Teilnahme an der bewußt gewordenen Situation", die nun sprachlich faßbar wird (Lorenzer, 1970a, S. 187, 189). Die Beziehung, in der Selbst und Objekt ungeschieden sind, wird in dem Maße

überwunden, indem sich drei Symbole: eins für die Position des Selbst, eins für die korrespondierende Objektrepräsentanz und eins für die Situation als ganze herausdifferenzieren (Lorenzer 1970a, S. 191). Lorenzer setzt damit neben die totale und die partielle Identifizierung, deren Formen durch unterschiedliche Regressionsgrade bestimmt werden, einen weiteren, nicht regressiven Typ der Identifizierung, durch den nicht Teile des Ichs oder Selbstes verwandelt werden, sondern die äußere, soziale Kommunikationsstruktur und das Bild eines anderen. Dies allerdings bedeutet auch für das Ich wiederum weitere Differenzierung und Korrektur von Bewußtseinsinhalten. Deshalb ließe sich vertreten, daß auch der psychoanalytische Begriff Identifizierung - wie es in der Umgangssprache der Fall ist - bewußte Teilnahme mitumschließen könnte.

Zusammenfassung

Der psychoanalytische Terminus Identifizierung wurde als theoretischer Begriff zur Bezeichnung bestimmter struktureller Veränderungen beschrieben. Konkret ist darunter zu verstehen, daß Repräsentanzen wichtiger Aspekte von Beziehungspersonen introjiziert werden und so eine inhaltliche und formale Angleichung des Selbstbildes an das Vorbild bewirken. Dabei wird eine ökonomische Funktion erfüllt, indem unbewältigte Triebenergien durch eine Wendung gegen das Ich strukturell gebunden werden.

Der Begriff Identifizierung dient zur Erklärung bestimmter Verhaltensformen und Symptombildungen und läßt sich nicht als Bezeichnung für diese verwenden. Der Identifizierung kommt wesentliche Bedeutung bei der Charakterbildung und insbesondere bei der Konstitutionierung des Über-Ichs zu. Ausgangssituationen sind hier die Symbiose mit der Mutter in der oralen Phase und die Rivalität mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil in der Ödipus-Konstellation. Im späteren Leben hat jeweils eine Regression der Identifizierung vorauszugehen, und daraus resultiert unter Umständen die Gefahr pathologischer Konsequenzen; denn es werden stets bestimmte Vorstellungskomplexe der Bewußtseinskontrolle entzogen. Löst die Identifizierung eine gescheiterte Objektbeziehung ab, so haftet an den verdrängten Repräsentanzen eine starke Besetzungsenergie, die damit nicht mehr verfügbar ist. Geht die Identifizierung allerdings von einer weniger schwerwiegenden Interaktion aus, etwa von der Wahrnehmung einer unbewußten Gemeinsamkeit, so läßt sich die Regression möglicherweise wieder aufheben und die Identifizierung

in schöpferischen Prozessen verarbeiten. Dabei wird durch regressive Erkenntnismodi Wahrgenommenes erstmals sprachlich gefaßt. Daneben fördern bewußt gewordene Identifizierungen soziales Verständnis und Solidarität.

II. Das lerntheoretische Konzept der "identification"¹⁾

Unter den psychoanalytischen Aussagen, die Lerntheoretiker zur Überprüfung reizten, regte insbesondere das Konzept der Identifizierung zu Neuformulierungen und Experimenten an. Dies ist nach Sears (Sears, Rau und Alpert 1965) vor allem darauf zurückzuführen, daß sich diese nicht-analytischen Psychologen davon eine Erklärung verschiedener komplexer Formen der Verhaltensentwicklung versprechen, die sich in den Begriffen der mehr molekularen Lerntheorie nicht leicht fassen lassen. Die lerntheoretischen Ergebnisse zu diesem Thema können jedoch nicht zur Bestätigung oder Widerlegung psychoanalytischer Aussagen herangezogen werden; denn das theoretische System der Psychoanalyse, innerhalb dessen die jeweiligen Aussagen und Begriffe ihre Bedeutung erlangen, wurde in den lerntheoretischen Arbeiten nicht berücksichtigt.

Die lerntheoretischen Beiträge zur Identifikationsforschung lassen sich zwei Richtungen zuordnen, die von unterschiedlichen Intentionen bestimmt werden: Ihr Ziel ist es entweder, Interpretationen und Beobachtungen Freuds in ihrer eigenen Sprache zu reformulieren, und den Nachweis zu erbringen, daß sich die von Freud beschriebenen Phänomene auch lerntheoretisch erklären lassen, oder aber sie standen in gar keiner Relation zu psychoanalytischen Aussagen und hatten ausschließlich den Zweck, die Lerntheorie zu erweitern und zu modifizieren. Als Hauptvertreter der ersten Richtung lassen sich Mowrer (1950) und Sears (Sears, Rau und Alpert 1965) nennen. Von Sears läßt sich sagen, daß er keineswegs den Anspruch

- 1) Da sich der psychoanalytische und der lerntheoretische Begriff aufgrund ihrer unterschiedlichen theoretischen Struktur nicht decken können, soll dem psychoanalytischen Konzept der Ausdruck "Identifizierung" vorbehalten bleiben, während die Schreibweise "identification" im folgenden für den lerntheoretischen Begriff gebraucht wird (obwohl sie im englischen auch bei der Übersetzung des psychoanalytischen Terminus angewandt wird).

erhebt, psychoanalytische Konzepte zu verifizieren. Die Neuformulierung der Überlegungen Freuds wird nicht als eine Übersetzung der psychoanalytischen Sprache in Verhaltensbegriffe ausgegeben, sondern als Umwandlung beschreibender Feststellungen in einen Satz operational definierter Variablen, die zur Bildung testbarer Hypothesen führen, aber unabhängig von psychoanalytischen Formulierungen sind. Dabei wird nicht der Identifizierungsprozeß selbst untersucht, sondern es werden eine Reihe davon abgeleiteter Hypothesen über die Bedingungen und Folgen dieses Mechanismus, wenn er der Theorie gemäß arbeitet, überprüft (Sears, Rau und Alpert 1965 S.141f).

Unter den Forschern der andern Richtung sind primär Humphrey (1921), Allport (1924), Holt (1931), Miller und Dollard (1941), Skinner (1953), Baer und Sherman (1964) und Bandura (1970) zu nennen. Bei den frühen Arbeiten ging es vornehmlich um den Nachweis, daß Identification auf ein bestimmtes Lernprinzip - entweder das der Kontiguität oder das der Verstärkung - zurückzuführen ist, während die Suche nach weiteren Variablen - z.B. konkreten Antecedenzbedingungen - vernachlässigt wurde. Gegenwärtig ist die Diskussion um das für identification relevante Prinzip insofern beigelegt, als daß Bandura ein Konzept vorlegte, in dem beide Prinzipien berücksichtigt und in ihrer spezifischen Funktion analysiert werden. (Bandura 1970). Es gelang ihm eine Synthese der bisherigen Forschungsansätze, indem er identification unter den weiteren Begriff des Beobachtungslernens subsumierte, der alle Vorgänge umfaßt, bei denen und durch die ein Verhalten von einer Person Vorbild für das Verhalten einer andern Person wird.

Die Intentionen, von denen die Forschungsarbeiten getragen wurden, hatten Einfluß auf die Abgrenzung der untersuchten Phänomene. Psychologen, die wie Mowrer und Sears

eindeutig erkennen lassen, daß ihre Arbeiten von Überlegungen Freuds ausgehen, konzentrierten sich auf jene Form der identification, bei der affektive Prozesse von Bedeutung sind und eine spezifische emotionale Bindung zu einem Vorbild besteht. Die Arbeiten innerhalb der andern Richtungen befaßten sich hingegen mit einem allgemeineren Phänomen, und zwar jeder Form von Verhaltensimitation, unabhängig von spezifischen emotionalen Interaktionen zwischen den beteiligten Personen. Dabei erfolgten die Untersuchungen durchweg unter einem adaptiven Aspekt, so daß die pathologischen Phänomene, denen Freud in besonderem Maße seine Aufmerksamkeit schenkte, gar nicht in das Blickfeld der Lerntheoretiker traten.

1. Die Bedeutung von identification

Die Lerntheorie versteht unter identification stets die Übernahme von Verhaltensweisen einer Person durch eine andere Person und die daraus resultierende Verhaltensähnlichkeit. Nach Bandura ist identification:

"The occurrence of similarity between the behavior of a model and another person under conditions where the model's behavior has served as the determinative cue for the matching response" (1968, unveröffentlichtes Manuskript).

Identification bezieht sich also immer auf sichtbares Verhalten und nicht wie der psychoanalytische Begriff Identifizierung in erster Linie auf die Übernahme von Einstellungen, Motiven und anderen psychischen Dispositionen, die nicht unbedingt zu einer Übereinstimmung des äußeren Verhaltens führen müssen, sondern auch allein bei internen Vorgängen eine Angleichung bewirken können. Kommt keine sichtbare Verhaltensähnlichkeit zu Tage, kann es sich nach lerntheoretischer Auffassung nicht um identification handeln. Die Lerntheorie postuliert damit bei identification eine lineare Beziehung

zwischen den dargebotenen Verhaltensreizen und den beobachtbaren Reaktionen und zieht keine weiteren Prozesse in betracht, die in diese Beziehung einwirken und das Resultat derart umformen könnten, daß am Ende trotz identification nicht mehr von einer Verhaltensähnlichkeit zu sprechen wäre.

1.1 Differenzierung zwischen "identification" und "imitation"

Einige lerntheoretische Autoren differenzieren zwischen "identification" und "imitation", wobei jeweils eines oder mehrere der folgenden Unterscheidungskriterien angeführt werden:

- "imitation" bedeutet die Wiederholung einzelner Verhaltensweisen, während "identification" die Übernahme ganzer Verhaltensmuster und Systeme symbolischer Repräsentationen bewirkt.
- Die angestrebte Befriedigung besteht bei der "imitation" in äußeren Gratifikationen, bei der "identification" in der Wahrnehmung von Ähnlichkeit - dem proprioceptive feedback".
- Bei der "identification" besteht eine besondere Gefühlsbeziehung zu dem Modell, bei der "imitation" hingegen nicht.
- "identification" ist in Relation zur "imitation" die unabhängige Variable, "imitation" die abhängige, reaktionsdefinierte Variable. Das bedeutet: der Begriff "identification" wird für einen Prozess reserviert, der dem sichtbaren Verhalten zeitlich vorausgeht und in einer kausalen Beziehung zu diesem steht, während "imitation" das Verhalten bezeichnet, das Ergebnis dieses Prozesses ist.
- "identification" definiert den Prozess, der die Wahl eines bestimmten Modells determiniert - "imitation" drückt sich nur in der Wahl der kopierten Verhaltens-

weisen aus.

Nach Bandura sind Unterscheidungen dieser Art für die Vertreter von Persönlichkeitstheorien typisch, während sie im Rahmen der Lerntherie keinen Bestand haben. Die verschiedenen Begriffe bezeichnen seiner Auffassung gemäß innerhalb verschiedener Bezugsrahmen dasselbe Verhaltensphänomen. Die vorausgehenden Bedingungen und die zugrundeliegenden Lernprozesse sind hiernach in jedem Fall gleich, unabhängig davon, wie komplex die übernommenen Verhaltensweisen sind. "Both concepts, however, encompass the same behavioral phenomenon, namely, the tendency for a person to reproduce the actions, attitudes, or emotional responses exhibited by real life or symbolized models" (Bandura und Walters 1963 S.89; vgl. auch Bandura 1970 S.119).

Aus diesen Überlegungen schlugen Bandura und Walters 1963 vor, im "Interesse der Klarheit, Genauigkeit und Sparsamkeit" bei Experimenten nur mit einem einzigen Begriff zu operieren, und zwar mit dem der "imitation" (Bandura und Walters, 1963, S.90). Bandura revidierte diese Entscheidung jedoch wieder; ab 1969 verwendet er bevorzugt die Begriffe "modeling" und "vicarious processes" für dasselbe Phänomen.

2. Der Einfluß des Modells

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß ein weiterer Unterschied zwischen lerntheoretischen und psychoanalytischen Ausführungen darin zu sehen ist, daß die Lerntheoretiker der Beziehung zwischen dem Vorbild und der Person, die es nachahmt, in den meisten Fällen (mit Ausnahme von Mowrer und Sears) keine besondere Bedeutung beimessen. Wo untersucht wird, warum überhaupt eine Person Vorbild für eine andere werden kann, geht die Diskussion eher um äußere, soziale Kriterien als um rein psychologische Bedingungen, die aus dem spezifischen Interaktionsprozess resultieren. Ein Beispiel

dafür bildet folgende Aufstellung von SEcord und Backman (1964, S.540):

- Secondary reinforcement - "A person is chosen as a model because he frequently rewards the learner" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil sie häufig den Lernenden belohnt).
- Vicarious reinforcement - "A person is chosen as a model because he receives rewards that are experienced vicariously by the learner" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil sie Belohnungen erhält, die von dem Lernenden stellvertretend miterfahren werden).
- Withholding of love - "A person is chosen as a model because the learner fears that otherwise the person will withhold his love" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil der Lernende fürchtet, daß sie andernfalls ihre Liebe zurückhält).
- Avoidance of punishment - "A person is chosen as a model because the learner fears that the person will otherwise injure him" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil der Lernende fürchtet, daß sie ihn andernfalls verletzt).
- Status envy - "A person is chosen as a model because he is envied as a recipient of rewards from others" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil sie die Macht hat zu belohnen, aber nicht unbedingt belohnt).
- Similarity to the learner - "A person is chosen as a model because the learner perceives that he has a trait similar to the learner" (Eine Person wird als Modell gewählt, weil der Lernende wahrnimmt, daß sie einen Zug hat, der einem seiner eigenen ähnlich ist).

Die angeführten Prinzipien lassen sich mit Ausnahme des letzten auf die gemeinsame Basis stellen, daß jeweils eine ganz bestimmte Position eines Menschen mit seinem Verhalten assoziativ verknüpft wird und daß die Imitation dieses Verhaltens von der Antizipation positiver Konsequenzen für den Imitierenden determiniert wird. Die entscheidende Position besteht darin, daß sie es erlaubt,

Befriedigungen zu empfangen, zu gewähren oder zurückzuhalten oder aber auch Strafen zu verteilen. Dabei läßt sich die Anzahl der von Secord und Backman angeführten Kriterien voraussichtlich reduzieren:

- Secondary reinforcement, withholding of love und social power beziehen sich auf verwandte Situationen: In allen drei Fällen erfolgt die identification mit einem Menschen, der in der Lage wäre, bestimmte angestrebte Befriedigungen zu gewähren. Diese Befriedigungen können je nach der Gesamtkonstellation in einer Gefühlzuwendung, in sozialen oder in materiellen Gratifikationen bestehen. Derjenige, der auf diese Befriedigungen wartet, die ihm nicht, nicht mehr oder nur unregelmäßig zukommen, gerrät mehr oder minder in eine spezifische Abhängigkeit zu der anderen Person. Das führt dazu, daß er dem Verhalten dieser Person erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, bis dieses Verhalten selbst auf assoziativer Basis für ihn sekundäre Verstärkung bedeutet. Die Imitation dieses Verhaltens gewährt ihm sodann eine gewisse Befriedigung - sei's, weil er sich nun mit der andern Person zumindest in der Phantasie gleichsetzen kann und damit unabhängig fühlt - sei's weil er auf eine reale Belohnung für entsprechende Verhaltensänderung hofft.
- Status envy und vicarious reinforcement beziehen sich wahrscheinlich auf denselben Tatbestand: Das Verhalten eines Menschen in einer beneidenswerten Lage erfährt besondere Aufmerksamkeit, und die Konsequenzen, die es erzielt, werden affektiv miterlebt - vor allem dann, wenn sie für den Beobachter eine spezifische Bedeutung haben und in enger Relation zu dem stehen, was er persönlich anstrebt oder vermeiden möchte. Gilt ein Mensch in einer für den Beobachter relevanten Weise als erfolgreich, so wird sein Verhalten kopiert, weil es als Hinweis für den eigenen Erfolg gewertet wird.

- Avoidance of punishment stellt insofern einen Sonderfall dar, als daß hier das Verhalten des Modells selbst keinen Befriedigungswert bildet. Die Situation bringt jedoch eine verstärkte Auseinandersetzung mit diesem als bedrohlich empfundenen Verhalten mit sich. Dieses Verhalten wird in der Phantasie durchgespielt oder auch offen imitiert; denn auf diese Weise kann sich der Imitierende der Fiktion eigener Stärke hingeben und möglicherweise auch real schätzen.

- Das Ähnlichkeitsprinzip entspricht nicht Lerntheorien, sondern kognitiven Theorien. Hiernach wird aufgrund der Übereinstimmung zwischen zwei Menschen in einem einzigen Zug von einem der beiden eine Übereinstimmung in weiteren Charakterzügen angenommen, und daraus resultiert dann eine Angleichung eigener Reaktionen an die des anderen.

Alle hier angeführten Merkmale lassen sich in einer experimentellen Situation künstlich herstellen oder vortäuschen. So ist es möglich, daß bei Experimenten durch eine Manipulation der Gesamtkonstellation im Laboratorium eine dem Beobachter bis dahin völlig unbekannte Person die Funktion des Modells erfüllen kann. Dabei kommt es sogar zu einer emotionalen Beteiligung der Versuchspersonen an den Erfahrungen des Modells. Ohne hinsichtlich der hier angeführten Kriterien zu differenzieren, stellte Bandura eine Theorie darüber auf, wie es bewirkt wird, daß generell Verhalten, von dem eine Person gar nicht direkt betroffen ist, und das sie nur beobachtet, einen Einfluß auf ihr eigenes Verhalten haben kann. Er stellte fest, daß die Konsequenzen, die das Verhalten des Modells hat, direkter selbst erfahrener Verstärkung in ihrer Wirkung auf die Etablierung neuer Verhaltensweisen äquivalent sind. Bei

diesen "vicarious processes" (Bandura) werden die Erfahrungen des Modells nicht nur als Information registriert, sondern lebhaft mitempfunden, wie sich aus dem Verhalten selbst und aus physiologischen Korrelaten der Affekte ablesen läßt. Bandura schreibt: "A vicarious reinforcement event not only provides information concerning probable reinforcement contingencies, knowledge about the types of situations in which the behavior is appropriate, and displays of incentives possessing activating properties, but it also includes affective expressions of models undergoing rewarding and punishing experiences. As was mentioned earlier, the pleasure and pain cues emitted by a model generally elicit corresponding affective responses in the viewer" (Bandura 1970 S.31).

Die Modelle, an denen sich identification orientiert, brauchen nach experimenteller Erfahrung nicht real vorhanden zu sein: Auch Akteure auf der Leinwand werden als Modelle akzeptiert, und selbst Phantasiegestalten können diese Funktion erfüllen. "Models for identification need not be actual persons. Behaviors may exist in symbolic form and for one reason or another may be copied. Thus figures in fiction or even figures created in the person's own imagination may serve as his models" (Seward und Backman 1964 S.540; vgl. hierzu auch Bandura und Walters 1963 S.89; M.M. Helper, 1955, S.184-194).

3. Lernprinzipien der identification

Identification ist seit circa 85 Jahren Gegenstand von Theorie und Forschung. Die frühesten Definitionen, nach denen identification als instinktiv und angeboren galt, wirkten auf die experimentelle Psychologie kaum anregend (Morgan 1886, Tarde 1903. Mc Dougall 1908).

Seit 1921 liegen lerntheoretisch orientierte Arbeiten zur identification vor. Bandura klassifizierte diese Theorien folgendermaßen:

- Associative and classical conditioning theories
- Reinforcement theories
- Affective feedback theories
- contiguity mediational theories

Für die frühen Untersuchungen zum Thema identification ist es typisch, daß sie jeweils nur einen der notwendigen Faktoren nachwiesen, der jedoch allein das Phänomen nicht zureichend erklären kann. So läßt sich an den Assoziationstheorien kritisieren, daß sie nicht den Erwerb neuer Verhaltensweisen erklären, sondern nur die Auslösung längst erlernter Reaktionen unter spezifischen Bedingungen. Bandura bemerkt hierzu: "The various associative theories isolated one of the conditions under which modeling cues may acquire eliciting functions for matching responses that already exist in the imitator's behavioral repertoire. These theories failed to explain, however, the psychological mechanisms governing the acquisition of novel responses during the model-observer interaction sequence" (Bandura 1970 S.121).

Urheber der assoziativen und klassischen Konditionierungstheorien waren Humphrey (1921), Allport (1924) und Holt (1931). Sie erklärten identification mit der zeitlichen Berührung des Reizes, der als Modell dient, und der Reaktion bei dem Beobachter, die diesem Reiz angeglichen ist - "temporal contiguity between modeling stimuli and the imitator's matching response was considered to be a sufficient condition for the occurrence of imitation" (Bandura 1970 S.121). Nach Holt beginnt der Prozess mit einer spontanen gegenseitigen Imitation,

bei der im Verlauf einer zirkulären assoziativen Sequenz, während der das Verhalten des Modells in seiner Wirksamkeit als stimulus ständig zunimmt, auch neue Reaktionen kopiert werden. Dieses Phänomen führt Holt auf neurologische Vorgänge zurück.

Hauptvertreter der Verstärkungstheorien sind Miller und Dollard (1941), Skinner (1953) sowie Baer und Sherman (1964). Sie gingen bei ihren Studien davon aus, daß identification motiviert ist. Miller und Dollard leiteten die Motivation zur Imitation fremden Verhaltens davon ab, daß die anfangs zufällige Übernahme von Reaktionsweisen einer andern Person positiv verstärkt wird. Identification wird damit als Spezialfall des instrumentellen Lernens betrachtet.

Skinner's Theorie stimmt im Wesentlichen mit dem Konzept von Miller und Dollard überein. Der Unterschied besteht nur darin, daß er identification nicht als eine Angleichung von Reaktionen, sondern als das Bemühen definierte, durch eigenes Verhalten eine spezifische Reizkonstellation wiederherzustellen. Hierzu schreibt Bandura: "In this approach modeling is treated as a form of stimulus matching in which a person matches the stimulus pattern generated by his own responses to the appropriate modeling cues" (Bandura 1970 S.123).

Baer und Sherman versuchten der Tatsache gerecht zu werden, daß eine direkte Verstärkung bei Imitationsverhalten nicht immer sichtbar ist. Sie nahmen deshalb an, daß die Belohnung für eine Imitation in inneren Reizen besteht: Auf dem Wege der Generalisation wirkt Reaktionsähnlichkeit für sich selbst verstärkend.

Bandura hält allen Verstärkungstheoretikern entgegen, daß sie Wesentliches außer acht lassen. Er macht ihnen zunächst einmal den Vorwurf, daß sich ihre Theorie nur auf einen speziellen Typ von Imitation stützt, der ausschließlich unter Laboratoriumsbedingungen nachweisbar ist, und zuwenig das Phänomen unter natürlichen Voraussetzungen erklärt. Miller und Dollard übersahen demnach, daß durch identification erworbene Verhaltensweisen unter natürlichen Umständen in einer andern Situation und zu einem späteren Zeitpunkt manifest werden, als wie sie erstmals am Modell beobachtet wurden, und daß dabei weder das Verhalten des Modells noch das des Beobachters verstärkt wird. Bei den kritisierten Experimenten war die Umgebung hingegen hochstandardisiert: Beobachtung und Imitation erfolgten in einer annähernd identischen Situation. Außerdem fielen die Beobachtung und die Imitation des fraglichen Verhaltens zeitlich dicht zusammen und die Verstärkung folgte unmittelbar.

Die Experimente von Miller und Dollard sind nach Bandura nicht so angelegt, daß sie etwas darüber aussagen könnten, auf welche Weise mittels identification neue Verhaltensweisen gelernt werden. Sie erklären jedoch, wie es zur Reproduktion früher gelernter Reaktionen in adäquaten Situationen kommt. "The theory advanced by Miller und Dollard evidently accounts more adequately for the performance of previously learned matching responses than for their acquisition" (Bandura 1970 S.122).

Auch an der Generalisationstheorie von Bare und Sherman kritisiert Bandura, daß sie einseitig von Laboratoriumsbedingungen ausgeht und ein Verhalten erklärt, das auf derart homogene Ausgangssituationen zurückzuführen ist, wie sie in natürlicher Umgebung nicht vorkommen. "The occurrence of generalized modeling is also probably de-

terminated in part by the invariant conditions under which laboratory tests are conducted. Reinforced and unreinforced responses are typically exhibited by the same model, in the same social setting, during the same period of time, and after subjects have been explicitly instructed to behave imitatively" (Bandura 1970 S.126). In realen Situationen basiert Identifikation nicht auf Generalisation, sondern auf einer sorgfältigen Selektion, da es einen jeweils ganz spezifischen Nutzen bringen soll, andere zu imitieren, und nicht die Verhaltensähnlichkeit selbst ein Ziel ist. Wäre dies der Fall, würde wahllos jedes Verhalten nachgeahmt. Die Schlußfolgerungen aus der Generalisationstheorie entsprechen demnach nicht den beobachtbaren Tatsachen. Bandura schreibt: "In other words, the theory of generalized imitation explains more than has ever been observed" (Bandura 1970 S.126).

Ein weiterer prinzipieller Vorwurf Banduras gegen die Verstärkungstheorien besteht darin, daß sie jeweils nur einen Teilaspekt des gesamten Phänomens Identifikation im Blickfeld haben. Es wurde generell die Frage vernachlässigt, wie es zum Erwerb dieser Reaktionen kam, deren Reproduktion man unter experimentellen Bedingungen evozierte. Geklärt wurden dabei nur die Voraussetzungen für die Manifestation des Imitationsverhaltens: Eine neue Situation, die einer früheren Situation gleicht, in der ein bestimmtes Verhalten positiv verstärkt wurde, löst die Imitation dieses Verhaltens aus, da sich in diesem Fall positive Konsequenzen darauf antizipieren lassen.

Die bisher zitierten Forscher erhoben nicht den Anspruch, von psychoanalytischen Überlegungen ausgegangen zu sein. Mowrer war der erste, der versuchte, psy=

choanalytische Aussagen in lerntheoretische Begriffe zu übersetzen, um sie operational definieren und experimentell überprüfen zu können. Er wollte, wie Rapaport sagt, "eine Bequemlichkeitsehe mit der Psychoanalyse eingehen (Rapaport 1961 S.121)". Mowrers Neufassung des psychoanalytischen Identifizierungskonzepts wurde von Bandura als sensory feedback theory klassifiziert. Mowrer richtete seine Aufmerksamkeit auf die Konzepte der primären Identifizierung und der Identifizierung mit dem Angreifer und nannte sie "developmental" und "defensive" identification. Er leitete die developmental identification von den Halluzinationen des Säuglings ab, die befriedigende Erfahrungen mit Pflegepersonen zum Inhalt haben. Damit hat die identification einen rein autistischen Wert und keinen objektiven Nutzen. Die defensive identification dient - ähnlich wie bei A.Freud - einem fiktiven Selbstschutz.

Beide Formen der identification unterscheiden sich nach Mowrer nicht hinsichtlich der zugrundeliegenden Lernprozesse (Mowrer 1950 S.59off). Mowrer schreibt in beiden Fällen sowohl dem Prinzip der Kontiguität wie dem der Verstärkung spezielle Funktionen zu (Mowrer 1950 S.579). Das Prinzip der Kontiguität bewirkt, daß Verhaltensweisen des Modells mit Befriedigungen assoziiert werden, die es gleichzeitig mit diesem Verhalten gewährt, so daß diese Verhaltensweisen schrittweise selbst den Wert von Belohnungen annehmen. Wenn das Kind nun diese Verhaltensweisen nachahmt, wird die Wahrnehmung der Ähnlichkeit des eigenen Verhaltens mit dem der pflegenden Person auf der Basis der Reizgeneralisation zur sekundären Verstärkung, die bewirkt, daß weitere Verhaltensweisen imitiert werden.

Nach Bandura entspricht diese Theorie nicht den Tatsachen. Wenn der Identification eine Konditionierung dieses Typs zugrundeläge, könnte jede beliebige Verhaltensweise mit positiven Reizen verknüpft werden - in Wirklichkeit werden jedoch nur ganz spezifische Reaktionen imitiert. Demnach müssen hier andere Variablen ausschlaggebend sein. Befriedigende Erfahrungen mit dem Modell spielen zwar eine Rolle, sie stehen jedoch mit dem imitierten Verhalten in einem anderen Zusammenhang als Mowrer angenommen hat. Sie begünstigen, daß sich Verhalten an diesem Modell orientiert, bewirken aber keine generelle Tendenz zur Imitation dieser Person.

Mowrers Konzept trägt gemessen an der Theorie Banduras nur einem ganz bestimmten Typ von identification Rechnung: einer Form, bei der ein Verhalten mit so intensiver Verstärkung verbunden ist, daß ihr motivierende Kraft zukommt. Affektive Konditionierung kann demnach Verhalten nur begünstigen, ist aber keine hinreichende oder notwendige Bedingung dafür. Bandura schreibt: "Affective conditioning should therefore be regarded as a facilitative rather than a necessary condition for modeling" (1970, S.133).

Mowrer erkannte erstmals, daß Verstärkung nicht direkt erfahren zu werden braucht, sondern auch wirksam ist, wenn anstelle des Lernenden das Modell belohnt wird. Diese Form von identification nannte er "empathetic". Der Beobachter nimmt hier intuitiv wahr, welche Gefühle das Verhalten des Modells begleiten. Empfindet er sie als positiv, so imitiert er dieses Verhalten in der Hoffnung, dabei selbst befriedigende Gefühle zu erleben.

Die Bedeutung des sensorischen feedback und damit der Affektivität, die dem Verhalten innewohnt, wird nach

Banduras Auffassung in Mowrers Theorie überschätzt (Bandura 1970 S.132). Er wendet sich vor allem dagegen, daß periphere sensorische Vorgänge die identification kontrollieren sollen; denn das Verhalten wäre in diesem Fall sehr viel unbeweglicher als es tatsächlich ist, und schnelle Entscheidungen wären nicht möglich. Nach Bandura sind es in Wirklichkeit die Antizipationen der Folgen einer Handlung, die das Verhalten steuern, und diese Antizipationen werden durch frühere Erfahrungen hervorgerufen. "It has amply demonstrated that the selection and performance of matching responses is mainly governed by anticipated outcomes based on previous consequences that were directly encountered, vicariously experienced, or self-administered" (Bandura 1970 S.132). Es sind demnach also kognitive Prozesse, die bestimmen, ob ein Verhalten manifest wird oder nicht. Bandura stützt diese These mit der Feststellung, daß bei der Mehrzahl der Verhaltensweisen, die durch Beobachtung erworben werden, keine affektive Bewertung erfolgt (Bandura 1970 S.132).

Im Ansatz erkannte jedoch bereits Mowrer diesen Sachverhalt, indem er feststellte, daß sinnliche Erfahrungen nicht nur im klassischen Sinn konditionieren, sondern auch Sinneseindrücke und Vorstellungsbilder produzieren, die bei dem Verhalten eine Vermittlungsfunktion übernehmen. (vgl. Bandura 1970 S.132).

Neben aller Kritik an Mowrers Theorie muß anerkannt werden, daß sie einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den früheren Identifikationskonzepten darstellt. Mowrer erkannte erstmals, daß identification sowohl auf dem Prinzip der Verstärkung als auch auf dem der Kontiguität basiert, und er wies erstmals nach, welche

Bedeutung stellvertretende Verstärkungsprozesse haben. Die grundsätzlichen Differenzen, die zwischen den Theorien Mowrers und Banduras bestehen, sind darauf zurückzuführen, daß Mowrer nur die von Freud beschriebenen Phänomene erklären wollte, bei denen der Affektivität eine wesentliche Funktion zukommt, während Bandura eine prinzipielle Erklärung für alle Formen von identification und imitation suchte.

4. Die Theorie von Bandura

Bandura zerlegte identification in mehrere Phasen:

- in observational response acquisition
- in long-term-retention und
- in behavioral reproduction.

Jedem dieser Prozesse legte er wiederum verschiedenartige Subprozesse zugrunde, die jeweils auf spezifischen Systemen von Variablen beruhen. In der ersten Phase werden Reizsequenzen, denen der Beobachter ausgesetzt ist, sensorisch konditioniert und symbolisch verkodet. Dabei ist allein das Prinzip der Kontiguität wirksam, während eine Verstärkung nicht zu den Voraussetzungen gehört. Diese Reizsequenzen werden jedoch nicht automatisch wahrgenommen und verarbeitet; es ist erforderlich, daß der Beobachter ihnen seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet. Die Aufnahme der Reize ist damit von folgenden Variablen abhängig:

- incentive conditions (der Aussicht auf bestimmte Vorteile)
- observer characteristics (ständige und vorübergehende Merkmale wie Erfahrungen, Selbsteinschätzung, Kompetenz, Abhängigkeit, Status, Geschlecht, Motivation und emotionale Verfassung).
- properties of modeling cues (physikalische Merkmale der als Hinweis dienenden Reize sowie die Charakteristik

der Person, die als Modell fungiert)
(vgl. Bandura 1970 S.136f).

Die symbolische Verkodung geschieht mittels zweier Repräsentationssysteme: eines bildhaften und eines verbalen. Von den assoziierten und zentral integrierten Reizen ist jeder einzelne in der Lage, Vorstellungen von der gesamten, physikalisch nicht mehr gegenwärtigen Sequenz wieder auszulösen. Diese Bilder üben eine Vermittlerrolle zwischen der Lernsituation und der Reproduktion des gelernten Verhaltens aus. Bandura schreibt hierzu: " .. in the course of observation, transitory perceptual phenomena produce relatively enduring, retrievable images of modeled sequences of behavior. Later reinstatement of imaginal mediators serves as a guide for reproduction of matching responses" (Bandura 1970 S.133). Bei dem ersten Repräsentationssystem dienen zentral erregte Wahrnehmungen zur Verhaltensorientierung. Bei dem zweiten Repräsentationssystem werden visuelle Informationen verbal verkodet. Dieses System hat den Vorteil, daß es sowohl schnelles Handeln wie auch eine lange Aufspeicherung der Erfahrung im Gedächtnis ermöglicht.

Zwischen der Konditionierung und der Reproduktion des Imitationsverhaltens liegt eine - unter Umständen - lange Zeitspanne, vor allem dann, wenn in frühen Lebensjahren Reaktionen wahrgenommen und verkodet werden, die erst für ein bestimmtes Alter oder nach Übernahme einer spezifischen Rolle adäquat sind. Die lange Aufbewahrung der beobachteten Reizsequenzen im Gedächtnis kann auf verschiedene Weise erleichtert werden. Eine Möglichkeit besteht darin, daß die erworbenen Aktivitäten wiederholt in der Phantasie durchgespielt werden. "...covert rehearsal, which can be readily engaged in when overt participation is either impeded or impracticable, may

likewise enhance retention of acquired matching responses" (Bandura 1970 S.139). Auf diesen Aspekt der identification konzentrieren sich vor allem die Untersuchungen von Maccoby. Sie wies nach, daß häufige Interaktionen zwischen zwei Personen zu einem verdeckten, reziproken Rollenspiel führen. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn eine Person von einer andern abhängig ist und sich deshalb an deren Verhalten orientieren muß. Deshalb ist das verdeckte Rollenspiel bei dem Erwerb erwachsener Verhaltensweisen durch das Kind von großer Bedeutung: Ein Kind erwirbt ein Verhaltensrepertoire, indem es verdeckt die charakteristischen Aktionen der Erwachsenen praktiziert, mit denen es am häufigsten zu tun hat und die die Quellen seiner Befriedigungen kontrollieren. Einige dieser Verhaltenstendenzen manifestieren sich erst zu einem späteren Zeitpunkt - manche erst dann, wenn das Kind selbst Kinder haben wird. Schwerwiegend ist dabei, daß das Kind nicht nur Reaktionen, die gegen andere gerichtet sind, lernt, sondern auch Reaktionen gegen sich selbst. Es reagiert auf Impulse zu Verhaltensweisen, die von den Eltern mißbilligt würden, mit einer Verringerung seiner Selbstliebe. "Thus, the parents' attitudes toward the child, and the parents techniques of dealing with the child, will be reflected in the child's self-attitudes as well as in his attitudes and behavior toward others" (Maccoby 1959 S.239-252).

Die Praxis der Rollenübernahme ist jedoch - wie Experimente ergaben - weniger effektiv als symbolische Verkodung, und sie wird vorwiegend dann angewandt, wenn sich Situationen nicht klassifizieren lassen. In vielen Fällen geht das Rollenspiel der Verkodung voraus und erfüllt dabei eine Vermittlungsfunktion zwischen den wahrgenommenen Reizsequenzen und ihrer Transformation in symbolische Repräsentanzen. "The benefits accruing from rehearsal may,

in fact, be largely attributable ... to coding and organizational processes operating during repeated enactments" (Bandura 1970 S.141).

Die in der Phantasie durchgespielten und verkodeten Verhaltensweisen werden dann offen reproduziert, wenn dabei positive Konsequenzen zu erwarten sind. Nur in dieser letzten Phase der Manifestation wird identification nach Bandura vom Verstärkungsprinzip bestimmt.

Innere und äußere sowie stellvertretende empfundene Reize bestimmen das Ausmaß, in dem sich identification im Verhalten auswirkt (Bandura 1970 S.133-135).

Die Theorie von Bandura zeichnet sich dadurch aus, daß sie der Realität des untersuchten Phänomens wesentlich näher kam als die früheren Beiträge von Lerntheoretikern. Er berücksichtigte, daß identification komplexe Voraussetzungen hat und eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt. Er selbst faßte sein Konzept folgendermaßen zusammen:

"A multiprocess theory of observational learning was advanced, according to which modeled stimulus events are transformed and retained in imaginal and verbal memory codes. Later, reinstatement of these representational mediators, in conjunction with appropriate environmental cues, guide behavioral reproduction of matching responses. Performance of observationally learned responses is largely regulated by reinforcing outcomes that may be externally applied, self-administered, or vicariously experienced" (Bandura 1970 S.202).

5. Die Theorie von Sears

Eine Sonderstellung nimmt unter den lerntheoretischen Beiträgen zur Identifikationstheorie die Arbeit von Sears, Rau und Alpert ein (1965), weil sie sich nicht auf künstlich im Laboratorium erzeugte Verhaltenskopien stützt, sondern auf der Untersuchung von natürlichen Phänomenen beruht.

Wie Mowrer ging Sears von psychoanalytischen Überlegungen aus, aber mit einer andern Zielsetzung. Es ging ihm nicht darum, die Lernprinzipien zu entdecken oder nachzuweisen, die eine Verhaltensähnlichkeit hervorrufen - hier lehnt er sich an Mowrer und an die älteren Schriften Banduras an - er versuchte vielmehr, identification in der Bedeutung, die Freud seinem Begriff der Identifizierung gab, in lerntheoretischen Begriffen zu analysieren, um so eine empirische Nachprüfung der Aussagen nach seinen eigenen methodischen Kriterien (Objektivität und Vergleichbarkeit quantifizierter Daten) zu ermöglichen. Sears untersuchte die komplexen Beziehungen zwischen den Verhaltensweisen, mit denen Eltern den Kindern begegnen, und dem Verhalten, mit dem die Kinder reagieren. Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit also auf Formen der identification, bei denen eine intensive Gefühlsbeziehung zwischen den beteiligten Personen besteht und bereits der Verhaltensübernahme vorangeht. Dabei unterscheidet er zwischen "anaklitischer" und "defensiver" identification, die er folgendermaßen interpretiert: "Anaclitic identification" ist "a mechanism, by which behaving like the parent - or perceiving the similarity between the self and the parents - becomes intrinsically rewarding. Various sources of reinforcement have been hypothesized to account for the establishment of this motivational system; basically most of them

reduce to gratification of dependency needs. The actions learned by the child, by imitation, are those which the parent performs in providing this gratification. The child generalized these actions into 'being like' the rewarding parent. When he behaves in this fashion, his own performances possesses (acquired) reward value" (Sears, Rau und Alpert, 1965 S.3). Identification wird hier als ein "self-reinforcing mechanism" definiert, der unter Umständen mit den äußeren Quellen der Verstärkung konkurrieren kann. Defensive identification unterscheidet sich hinsichtlich der zugrundeliegenden Lernprozesse nicht von der "anaclitic identification"; der Unterschied liegt allein in der Qualität des reproduzierten elterlichen Verhaltens. An die Stelle positiver Verhaltensweisen, für die die Mutter das Modell war, tritt nach Sears etwa im Alter von drei Jahren ein strafendes und einschränkendes Verhalten, zu dem der Vater Vorbild ist (Sears, Rau und Alpert 1965 S.7).

Ausgehend von dieser Konzeption fächerten Sears und seine Mitarbeiter identification in mehrere Klassen von Variablen auf wie "dependency", "adult role", "aggression", "gender role" und "conscience". Unter "conscience" verstehen sie Verhalten, das die Impulskontrolle und die Reaktionen auf den Verlust solcher Kontrollen repräsentiert (Sears, Rau und Alpert, 1965 S.199). Die Wahl dieser Variablen erfolgte a priori; sie basiert nur auf Vermutungen über die Bedeutung der identification für das Verhalten. Von diesen Variablen, die als Klassifikationsbegriffe Abstraktionen darstellen, wurden jeweils Reihen von konkreten Verhaltensweisen abgeleitet, die anschließend unter standardisierten Bedingungen überprüft wurden. Es wurden Situationen geschaffen, in denen auf diese (identification vermittelte) oder aber auf eine alternative Weise reagiert werden konnte. Trat ein entsprechendes Verhalten auf, so wurde dies als Hinweis auf das Vorliegen der Variable gewertet.

Ihr Nachweis galt aber nur bei genügend hohen Interkorrelationen zwischen allen Maßen der Verhaltensklassen erbracht. Sears begründet dieses Vorgehen mit der genetischen Theorie, daß sich verschiedene Verhaltensformen, wenn für sie ein einziger Prozess - identification - verantwortlich ist, in einer ähnlichen Rate entwickeln, so daß die Maße der Entwicklung in einem Sample von Kindern, die selbst im Grad ihrer Entwicklung variieren, positiv miteinander korrelieren (Sears, Rau und Alpert 1965 S.243).

Als nächstes wurden die Antecedenzbedingungen dieser Variablen untersucht. Jede Verhaltensklasse wurde hypothetisch zu spezifischen Erziehungsmaßnahmen in Beziehung gesetzt. Elterliches Verhalten wurde dabei unter folgenden Aspekten klassifiziert:

- Art der Verstärkung (nurturant, affectional, attention-giving-acts)
 - Häufigkeit, Intensität und Deutlichkeit, mit der die Eltern auf Bitten reagieren
 - Elterliche Verhaltensstandards
 - Gebrauch liebe- orientierter Techniken und Disziplinen
 - Klare Präsentation von Modellen und Kennzeichen geeigneten Verhaltens
- (Sears, Rau und Alpert 1965 S.6f).

Die meisten Hypothesen bestätigten sich nicht. Sears fand einzig eine Übereinstimmung zwischen einigen Daten bezüglich "conscience" bei Jungen und seiner Theorie der defensiven identification (die er fälschlich Freud zuschreibt), konnte aber aufgrund seiner Ergebnisse keine Verhaltenstheorie formulieren, die der Theorie der primären identification entspräche. Die Interkorrelationen zwischen den einzelnen Verhaltensmaßen waren so gering, daß Sears nicht weiter an der Auffassung festhalten konnte, daß ein einziger Prozess

verschiedenen Formen des Verhaltens verursacht.
(Sears, Rau und Alpert 1965 S.262). Da er aber gerade darin die Bedeutung der identification sah, war für ihn auch kein Grund mehr vorhanden, weiterhin das Bestehen eines solchen Vorgangs anzunehmen. Sears Arbeit bietet ein Beispiel dafür, wie eine oberflächliche Rezeption der psychoanalytischen Theorie zur Bildung von Hypothesen führt, die an der Realität scheitern müssen.

Zusammenfassung

Das lerntheoretische Konzept der identification läßt gegenwärtig keine behavioristische Orthodoxie mehr erkennen. Es werden neben Wahrnehmungs- und Konditionierungsprozessen auch kognitive Operationen angenommen, und ebenso werden emotionale und motivationale Komponenten berücksichtigt. Identification wird als multideterminiertes Verhaltensphänomen betrachtet, dessen Variablen sowohl in der Beziehung zum Modell wie auch in der Wirkung von Lernprinzipien gesehen werden.

Die Tatsache, daß eine Person für eine andere zum Modell des Verhaltens wird, läßt sich von ihrer Position ableiten, die es bewirkt, daß ihr derjenige, der sich identifiziert, besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Das Modell steht stets in besonderer Beziehung zu seinen Aspirationen und Befürchtungen.

Die Lernprozesse bei der identification beruhen auf den Prinzipien der Kontiguität und der Verstärkung. Die Kontiguität besteht jedoch nach neuerem Forschungsstand nicht - wie es von den Assoziationstheoretikern angenommen wurde - zwischen modeling stimuli und matching responses, sondern allein in der Sequenz der Modell-Reize. Das Verstärkungsprinzip wird erst bei der Reproduktion der beobachteten Reaktionen im offenen Verhalten wirksam. Nach der Theorie Mowrers bilden die befriedigenden Gefühle, die bei der Wahrnehmung einer Verhaltensähnlichkeit mit einer wichtigen Beziehungsperson entstehen, selbst eine sekundäre Verstärkung für dieses Verhalten. Bandura schreibt hingegen nur objektiven Vorteilen einem Verstärkungseffekt zu. Positive Verhaltenskonsequenzen brauchen dabei nicht direkt erfahren zu werden, sondern es genügt, wenn sie bei emotionaler Beteiligung miterlebt werden.

Zwischen der Wahrnehmung neuer Verhaltensweisen und ihrer Ausführung liegt eine unterschiedlich lange Phase, in der die Reize zentral integriert und symbolisch verkodet werden. Diese Prozesse ermöglichen es, Erfahrungen im Gedächtnis aufzuspeichern und den richtigen Zeitpunkt für die Verhaltensreproduktion abzuwarten. Identification erweist sich damit als ein Weg zu situationsgerechtem und erfolgreichem Verhalten. Die Theorie Banduras impliziert, daß identification ein Probanden anstelle unmittelbaren Reagierens ermöglicht. Das System zentral integrierter, symbolisch verkodeter Vorstellungen erfüllt damit eine ähnliche Funktion wie in der psychoanalytischen Theorie die Ich-Struktur.

Innerhalb lerntheoretischer Forschung lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, von denen die eine in gar keinem Zusammenhang mit psychoanalytischen Überlegungen steht, während die andere zwar von Gedanken Freuds ihren Ausgang nimmt, aber nichts zur Überprüfung psychoanalytischer Aussagen beiträgt.; denn die Fragestellungen sind jeweils grundverschieden. Die Lerntheoretiker richteten zwar ihre Aufmerksamkeit auf Phänomene, die Freud zuerst beschreiben hatte, sie befaßten sich jedoch nicht mit den Beziehungen, von denen Freud diese Phänomene herleitet, sondern sie versuchten immer, die Phänomene auf Lernprinzipien zurückzuführen. Auf diese Weise wurden wichtige Aussagen Freuds nicht in die Hypothesen der Lerntheoretiker mit aufgenommen. Darüberhinaus beschäftigen sich die Lerntheoretiker (mit Ausnahme von Sears) nur mit relativ einfachen Erscheinungen, die Freuds Aufmerksamkeit wenig erregten. Es ist aus diesen Gründen nicht möglich, die Ergebnisse lerntheoretischer Untersuchungen zu psychoanalytischen Theoremen in Beziehung zu setzen.

Teil III

Wissenschaftstheoretische Diskussion des
psychoanalytischen und des lerntheoretischen
Identifikationsbegriffs ¹⁾

Im folgenden wird der Versuch unternommen, das psychoanalytische und das lerntheoretische Identifikationskonzept wissenschaftstheoretisch zu untersuchen und dabei den Stellenwert des jeweiligen Identifikationskonzepts bei der Erklärung psychologischer Phänomene festzulegen. Dabei wird dem psychoanalytischen Konzept mehr Platz eingeräumt als dem lerntheoretischen. Dies liegt daran, daß die Lerntheorie von vornherein als axiomatisches System konstruiert wurde und für alle Erklärungen das deduktiv-nomologische Schema als verbindlich ansieht, so daß sich hier in formaler Hinsicht kaum Probleme stellen. Die psychoanalytische Theorie ist hingegen in ihrem Aufbau weniger übersichtlich, und ihre Aussagen haben oft eine erzählerische Form, die zwar dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit nicht entgegensteht, aber nicht auf zureichend bestätigte Gesetzmäßigkeiten verweisen kann. Die jedoch stetes darin enthaltenen Ansätze zu einer exakten Systematisierung sollen im Folgenden aufgezeigt werden, um damit den wissenschaftlichen Wert des psychoanalytischen Identifikationsbegriffs zu unterstreichen.

1) Im folgenden Text wird unabhängig von den unterschiedlichen theoretischen Bezugsrahmen einheitlich statt "Identifizierung" und "identification" der Begriff "Identifikation" benutzt. Es wird damit unterstellt, daß sich beide Konzepte - wenn auch aus verschiedener Perspektive - auf Identisches beziehen und damit vergleichbar sind.

1. Der logische Status der Identifikationsbegriffe

Zunächst sind einige grundsätzliche Überlegungen zum Stellenwert der Identifikationsbegriffe bei Erklärungen im Rahmen beider Theorien vorzuschicken. Es zeigen sich bereits hier - gemäß der unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Position der Forscher - wesentliche Differenzen. Während die Lerntheorie nur Begriffe als wissenschaftlich akzeptiert, die sich auf Beobachtbares beziehen oder die sich in Aussagen über Beobachtbares übersetzen lassen, und dementsprechend Identifikation operational definiert, argumentiert die psychoanalytische Theorie mit Termen, die nicht auf Beobachtbares zurückzuführen sind, sondern nur innerhalb der Theorie und in Relation zu anderen theoretischen Begriffen Bedeutung erlangen, und solcher Art ist auch der psychoanalytische Identifikationsbegriff. Damit gehören beide Begriffe verschiedenen Sprachen an: der lerntheoretische Begriff der empirischen Sprache, in der alle Sätze empirisch signifikant und explizit definierbar, d.h. auf deskriptive Grundbegriffe zurückführbar sind (Stegmüller 1970b S.200f), während der psychoanalytische Identifikationsbegriff als Bestandteil der theoretischen Sprache aufzufassen ist, die gemäß der Zweistufentheorie Carnaps der Beobachtungssprache überlagert und dieser nur noch durch Zuordnungsregeln verbunden ist, was bedeutet, daß ihr Vokabular nicht in beschreibende Sätze transformierbar ist (Stegmüller 1970b S. 299 und 302ff).

1.1 Der psychoanalytische Identifikationsbegriff

Die psychoanalytische Theorie versteht Identifikation als Struktur und läßt es damit zu, Identifikation unter den weiteren Begriff der Disposition zu subsumieren. Darunter faßt man gemeinhin Fähigkeiten oder Neigungen zusammen, die im Gegensatz zu manifesten Eigenschaften und Beziehungen nicht unmittelbar wahrnehmbar sind, sondern sich nur an spezifischen Reaktionen unter geeigneten Umständen erkennen lassen (Stegmüller, 1970b S.214). Die Beschreibung dieser Reaktion bildet jedoch keine Definition der Disposition; es ist vielmehr unmöglich, den psychoanalytischen Identifikationsbegriff explizit zu definieren. Hier besteht ein Einklang mit Stegmüllers Feststellung, daß keine logische Äquivalenz zwischen Dispositionsprädikaten und Aussagen über beobachtbare Reaktionen unter empirischen Bedingungen bestehen kann (Stegmüller 1970a S. 398). Der psychoanalytische Identifikationsbegriff ist vielmehr nur durch Reduktionssätze einerseits und die Angabe theoretischer Prinzipien andererseits zu charakterisieren. Die Reduktionssätze beschreiben die symptomatischen Bedingungen für das Vorliegen der Identifikation und in den meisten Fällen wie auch bei der Identifikation lassen sich mehrere Sätze dieser Art anführen, die als hinreichend oder notwendig erachtet werden können. Die in diesen Sätzen angeführten Gesetzmäßigkeiten können deterministisch oder auch bloß statistisch sein und lassen sich in der Regel empirisch bestätigen (Stegmüller 1970a S.123f). Faßt man Identifikation als theoretischen Begriff auf, so lassen sich die Reduktionssätze als Spezialfälle von Korrespondenzregeln ansehen, deren Funktion es ist, die Verbindung zwischen der reinen Theorie und Beobachtungsprädikaten herzustellen, ohne die eine Theorie bloßes, uninterpretiertes Kalkül bliebe (Stegmüller 1970b S.299, vgl. auch S. 235).

Die theoretischen Prinzipien, die zur Charakterisierung des psychoanalytischen Identifikationsbegriffs angeführt werden müssen, stellen die Verbindung zu andern Begriffen der Theorie hier (Stegmüller 1970a S.127). Als Beispiel für theoretische Verknüpfungen dieser Art, die nicht nur in der Psychologie, sondern auch in andern Bereichen der Wissenschaft zur Charakterisierung von Begriffen angeführt werden, nennt Stegmüller die Beziehung zwischen dem Merkmal "magnetisch" und dem Begriff des elektrischen Stroms, der ebensowenig wie das zu charakterisierende Dispositionsprädikat allein in Sätzen der Beobachtungssprache erfaßt werden kann. Psychologischen Begriffen mangelt es allerdings nach Stegmüller an einer vergleichbaren theoretischen Präzision, so daß die Relationen hier - wie er weiter ausführt - nur als quasitheoretisch verstanden werden können (Stegmüller 1970a S. 398). In der psychoanalytischen Theorie bestehen komplexe Interdependenzen zwischen dem Identifikationsbegriff und Begriffen, die sich auf hypothetische ökonomische und dynamische Verhältnisse und auf die Ergebnisse vorausgehender Abwehrvorgänge und Strukturbildung beziehen.

Die Charakterisierung der Identifikation als theoretischem Begriff steht mit Freuds Auffassung im Einklang, daß das Reale allgemein und psychische Vorgänge insbesondere grundsätzlich "unerkenubar" sind, ohne daß deswegen an ihrer Existenz gezweifelt werden dürfte (Freud, XVII, S. 127). Trotz ihrer Unerkennbarkeit können die Gesetzmäßigkeiten dieser Vorgänge festgestellt werden, und somit haben Begriffe, die von Freud zur Bezeichnung seiner Entdeckungen geschaffen wurden, dieselbe Legitimation wie andere wissenschaftliche Begriffe. Freud schreibt: "Die Vorgänge, mit denen sie (die Psychologie) sich beschäftigt, sind an sich ebenso unerkenubar wie die anderer Wissenschaften, der chemischen oder physikalischen, aber es ist möglich, die Gesetze festzustellen, denen sie gehorchen, ihre gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten über weite Strecken lückenlos zu verfolgen, also das, was man als das Verständnis des betreffenden Gebiets

von Naturerscheinungen bezeichnet. Es kann dabei nicht ohne neue Annahmen und die Schöpfung neuer Begriffe abgehen, aber diese sind nicht als Zeugnisse unserer Verlegenheit zu verachten, sondern als Bereicherungen der Wissenschaft einzuschätzen, haben Anspruch auf denselben Annäherungswert wie die entsprechenden intellektuellen Hilfskonstruktionen in anderen Naturwissenschaften, erwarten ihre Abänderungen, Berichtigungen und feinere Bestimmung durch gehäufte und gesiebte Erfahrung. Es entspricht dann auch ganz unserer Erwartung, daß die Grundbegriffe der neuen Wissenschaft, ihre Prinzipien (Trieb, nervöse Energie u.a.) auf längere Zeit so unbestimmt bleiben wie die der älteren Wissenschaften (Kraft, Masse, Anziehung)" (Freud, XVII, S.80f).

1.2 Der lerntheoretische Identifikationsbegriff

In lerntheoretischen Konzepten bezeichnet der Begriff Identifikation kaum eine Disposition zu einem bestimmten Verhalten, sondern er dient in der Regel zur Klassifikation dieses Verhaltens; er beschreibt also nur eine Klasse von singulären Ereignissen. Insbesondere in den frühen Arbeiten der Verfechter der klassischen Konditionierungstheorien wird Identifikation spezifischem Verhalten, und zwar der Kopie fremden Tuns, gleichgesetzt und mit dem Begriff "Imitation" synonym gebraucht. Bestimmte psychische Voraussetzungen, die für die psychoanalytische Theorie untrennbar mit dem Begriff Identifikation verbunden sind, fehlt für den lerntheoretischen Begriff jede Bedeutung. Das so beschriebene bzw. klassifizierte Verhalten bedurfte dieser Auffassung gemäß überhaupt keiner eigenen Erklärung, sondern es wurde ausschließlich auf die Lernprinzipien zurückgeführt, die nach Ansicht der Forscher den Erwerb eines jeden Verhaltens erklären.

Auch die Verstärkungstheorien leugneten anfänglich, daß außer Lernprinzipien besondere psychische Voraussetzungen zu einer Angleichung des Verhaltens an fremdes führen. So sollte die Belohnung einer rein zufällig erfolgten Verhaltensähnlichkeit diese Verhaltensweise verstärken (Miller und Dollard 1941), wobei der Begriff Identifikation wiederum zur zur Klassifikation des entsprechenden Verhaltens dient und nicht einmal den Status einer intervenierenden Variablen hat. Deshalb kam der Begriff Identifikation auch - anders als in psychoanalytischen Arbeiten - nicht in Erklärungen vor, sondern er bezog sich immer auf etwas, das einer Erklärung bedurfte. Der Charakter des Identifikationsbegriffes wandelte sich erst, als man erkannte, daß die früheren Arbeiten nicht das gesamte Phänomen erfaßt hatten. Mowrer beschrieb Identifikation erstmals als einen schrittweisen Prozess, an dessen Anfang andere Variablen wirksam sind als an dessen Ende (Mowrer 1950 S.579). Identifikation kennzeichnet hier also nicht mehr nur ein Verhalten, sondern gleichzeitig auch dessen psychische, nicht sichtbare Voraussetzungen, die Ergebnisse der zunächst wirksamen Lernprinzipien. Diesen könnte ein dispositioneller Charakter zugeschrieben werden; tatsächlich scheint Mowrer aber unter Identifikation zwei Ereignisse zu verstehen, zwischen denen eine einseitige kausale Beziehung besteht. Der Begriff zerfällt also in zwei Komponenten, von denen die eine das Explanandum einer Erklärung bildet, während die andere in das Explanans gehört.

Einen ähnlichen Status hat Identifikation bei Bandura, der den gesamten Prozess von der Beobachtung eines Verhaltens, über die Verkodung und Aufspeicherung der Wahrnehmungssymbole bis hin zur Manifestation als Identifikation bezeichnet. Identifikation steht damit für einen Prozeß von Ereignissen. Beobachtbar ist daran nur das zuletzt resultierende Verhalten, alle andern Phasen können nur erschlossen werden (Bandura 1970 S.127). Eine operationale Definition ist damit ausgeschlossen, da jede Beschreibung nur das Endergebnisse der Identifikation

erfassen kann und somit nur als Symptomsatz zu werten ist. Aussagen, die eine Verbindung zwischen dem Begriff Identifikation und einer beschreibenden Feststellung herstellen, haben in neueren lerntheoretischen Schriften auch keineswegs mehr die Form von Definitionen, vielmehr beginnen sie in der Art wie "identification can be said if..." (Secord und Backman, 1965, S.122). Leider wird in der Regel nur eine einzige Bedingung angegeben, die das Vorliegen von Identifikation verbürgen soll, während bei einer Charakterisierung durch Symptomsätze anders als bei einer Definition stets mehrere notwendige und hinreichende Bedingungen anzugeben sind (Stegmüller, 1970a S.124f und 402).

Bei Sears erhält Identifikation innerhalb lerntheoretisch orientierter Schriften erstmals annähernd den Status einer Disposition (Sears, Rau und Alpert, 1965), wenn darunter wohl auch weniger eine dauernde psychische Veränderung verstanden wird als ein psychischer Vorgang, der zu einem bestimmten Zeitpunkt als Reaktion auf bestimmte Erfahrungen stattfindet. Er bezeichnet Identifikation als "intermediären Prozess" oder auch als Mechanismus (S.3), der verschiedene komplexe Formen der Verhaltensentwicklung erklären kann. Identifikation wird hier also nicht mit imitativem Verhalten gleichgesetzt, sondern als theoretisch angenommener Vorgang betrachtet, der Imitation bewirkt. Zwischen Identifikation und diesen Verhaltensklassen besteht ein Verhältnis logischer Ableitung, d.h. die Bezeichnungen dieser Verhaltensklassen bilden nicht begriffliche Zusammenfassungen beobachteter Tatsachen, und dementsprechend wurden die Verhaltensklassen auf dem Wege theoretischer Schlußfolgerung mit konkreten Tätigkeiten in Beziehung gesetzt. Dieses Verfahren ergab sich, weil die Bedeutung der Identifizierung im Konzept von Sears wesentlich stärker als bei andern Lerntheoretikern von psychoanalytischen Überlegungen ausging. Sears übernahm zwar nicht Freuds Erklärung der Identifikation, hielt sich aber unter phänomenologischem Aspekt an die Darstellung Freuds.

2. Ausgangsbasis der Forschung

Die Gleichsetzung von Identifikation und Verhalten, die für frühe lerntheoretische Arbeiten typisch und in späteren Arbeiten noch nicht ganz überwunden ist - wenn man von Sears einmal absieht - impliziert eine methodologische Einstellung, welche die vielleicht schärfste Trennungslinie zur Psychoanalyse bewirkt: die Abgrenzung des Forschungsmaterials.

Die Lerntheorie behandelt ihren Gegenstand, als sei der Mensch ausschließlich res extensa wie ein physikalisches Objekt. Das heißt, sie stützt sich bei ihren Ergebnissen nur auf Beobachtungsdaten und läßt die Tatsache, daß in der Psychologie eine Kommunikation zwischen dem Forscher und seinem Objekt möglich ist, außer acht. (vgl. hierzu Gadamer, 1965 S.499 ¹). Es soll hier nicht der klassischen Verstehenspsychologie in der Version Diltheys, die mit dem Begriff der Einfühlung operiert, das Wort geredet werden. Es soll vielmehr darauf hingewiesen werden, daß sprachlichen Phänomenen bei sorgfältiger Analyse wichtige und sogar unentbehrliche Informationen entnehmbar sind. Ein Verzicht auf die Berücksichtigung sprachlicher Äußerungen bedeutet außerdem, daß man nicht nach dem Sinn von Handlungen fragt - möglicherweise, weil man ihnen, wie es in den meisten Experimenten der Lerntheorie der Fall zu sein scheint, vorgängig einen Sinn unterstellt, der nicht über die Befriedigung ebenso simpler wie universaler Bedürfnisse hinausgeht. Dies bedeutet nach Habermas, intentionale Handlungen auf stimulierte Verhalten zu reduzieren (Habermas 1971 S.162). Denn verzichtet man auf eine Verständigung über die Bedeutung der Situation, in der eine Handlung stattfindet, so spricht man - wie Habermas weiter ausführt - den relevanten Momenten dieser Situation, an denen sich die Handlung orientiert, den Symbolcharakter ab und reduziert sie auf bloße Anzeichen, die

1) Hier werden Überlegungen, die Gadamer für die historischen Wissenschaften anstellte, auf die Psychologie übertragen.

nur fertige Reaktionsschemata auslösen können. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß Bandura zwar Verhalten durchaus als symbolvermittelt betrachtet, Inhalt und Funktionsweise dieser Symbole in seinen Experimenten jedoch nicht untersucht. Er geht vor, als ließe sich die Bedeutung der in der Versuchssituation wirksam werdenden Perzepte so völlig festlegen, daß keine Kommunikation darüber stattzufinden braucht. Auch schenkt er früheren Erfahrungen keine praktische Beachtung, obwohl er sie theoretisch berücksichtigt. Möglicherweise scheuen sich die Lerntheoretiker vor einer sprachlichen Verständigung mit ihren Versuchspersonen, weil sie keine Methodologie haben, die eine Einordnung subjektiver Äußerungen erlaubt.

Die Psychoanalyse gewinnt ihre Erkenntnisse hingegen ausschließlich aus sprachlicher Kommunikation. Gegenwärtig ist sie sowohl bei der Bildung wie auch bei der Überprüfung ihrer Hypothesen auf das Gespräch angewiesen. Da die psychoanalytische Theorie nicht über Axiome verfügt, von denen sich Hypothesen ableiten ließen, kann nur (wie im nächsten Abschnitt ausführlich dargestellt wird) die Auseinandersetzung mit dem Einzelfall Einsicht in psychologische Zusammenhänge vermitteln. Und ebenso läßt sich die Richtigkeit dieser Erkenntnisse gegenwärtig allenfalls im Fortgang der Kommunikation nachweisen; denn die Interpretation des Analytikers muß sich im analytischen Gespräch bewähren, indem sie dem Analysanden einsichtig wird und ihm einen Schlüssel zu seiner eigenen Vergangenheit gibt, der ihn aus seinen neurotischen Zwängen befreit. Nimmt man hier den therapeutischen Erfolg zum Maßstab, so wird allerdings bei der Überprüfung von Aussagen der Boden intersubjektiver Verständigung verlassen; denn das Ausbleiben von Symptomen läßt sich objektiv beobachten. Es besteht also kein Grund, naturwissenschaftliche Methodologie für die Psychoanalyse ganz abzulehnen. Notwendig ist es allein, sie durch ein spezifisch humanwissenschaftliches zu ergänzen und der Bedeutung dieses Vorgehens gerecht zu werden. Die Wege, die zur Bildung der psychoanalytischen Theorie führten und führen, sollten

nicht als bloß heuristisch geschmälert werden; denn hier lag bisher der wesentliche Teil der Arbeit. Lief die Hypothesenbildung auch nicht nach schematisch vollziehbaren Regeln ab, so erfolgte sie doch aufgrund des sorgfältigen Verfahrens mit einer eigenen Methodik (vgl. hierzu Rapaport 1961 S.147ff).

Freud hütete sich ungeachtet seiner Absicht, eine deterministische Theorie zu entwickeln, davor, Fundamentalgesetze aufzustellen, die eine deduktive Erklärung ermöglicht hätten. Er verweist vielmehr auf die "mühselige und geduldige Einzelarbeit", der er seine Einsichten verdankt (XVII S.125). Auch Rapaport hält der "Sehnüch nach Axiomatisierung" entgegen, daß die "wissenschaftlichen Entdeckungen von der Intuition ausgehen und nicht von der Deduktion". Er schreibt: "Wissenschaften erwachsen nicht aus der Axiomatik, sondern sie gipfeln in ihr" (Rapaport 1961 S.108f).

3. Die Bedeutung der Hermeneutik für die psychoanalytische Forschung

Die besondere Methode psychoanalytischer Hypothesenbildung läßt sich nicht darstellen, ohne zunächst auf die Prinzipien hermeneutischen Vorgehens linguistischer und historischer Forschung einzugehen. Hermeneutik unterscheidet sich nach dem, was allgemein unter "wissenschaftlicher Methode" verstanden wird nach Gadamer darin, daß in der hermeneutischen Erfahrung die "Sache selbst" zur Sprache kommt, während sich wissenschaftliche Methode als ein der Sache fremdes Tun an ihr vollzieht (Gadamer 1965 S.439). Deshalb ist sie vor allem da am Platze, wo eine Interaktion mit dem Forschungsgegenstand möglich ist, d.h. wo das Objekt in der Lage ist, sich selbst zu äußern und Partner im Forschungsprozeß zu werden. In diesem Fall hat das, was dem Forscher gegenübersteht, einen Anspruch darauf, als es selbst anerkannt und damit "verstanden" zu werden (vgl. Gadamer 1965 S. XXI). Verstehen meint hier keinen Gefühlsprozeß, sondern eine gedankliche Operation. "Verstehen, was

einer sagt, ist, sich in der Sache verständigen und nicht: sich in einen andern versetzen und seine Erlebnisse nachvollziehen" (Gadamer 1965 S.361). Verstehen ist immer zugleich auch ein Auslegen, eine Übertragung in Begriffe, die den Sachverhalt treffen, und eine Applikation auf Praxis (Gadamer 1965 S. 366). Dabei betrachtet der Interpret seine Auslegung keineswegs als evident, sondern er revidiert im fortschreitenden Erkenntnisprozeß mit äußerster Sensibilität seine vorläufigen Einsichten, indem er immer wieder die Sache selbst befragt. "Ein mit methodischem Bewußtsein geführtes Verstehen wird immer bestrebt sein müssen, seine Antizipationen nicht einfach zu vollziehen, sondern sie selber bewußt zu machen, um sie zu kontrollieren und dadurch von den Sachen her das rechte Verständnis zu gewinnen (Gadamer 1965 S.254). Hermeneutisches Vorgehen enthält eine Selbstkorrektur, die nicht von "objektiven Daten" erzwungen wird, sondern im ständigen Vergleich rivalisierender gedanklicher Entwürfe hinsichtlich ihrer Bewährung am Erkenntnisgegenstand erfolgt (Gadamer 1965 S. 252). Dieser Vorgang wird von Heidegger folgendermaßen beschrieben: "Denn es gilt, den Blick auf die Sache durch die ganze Beirrung hindurch festzuhalten, die den Ausleger unterwegs ständig von ihm selbst her anfällt. Wer einen Text verstehen will, vollzieht immer ein Entwerfen. Er wirft sich einen Sinn des Ganzen voraus, sobald sich ein erster Sinn im Text zeigt. Ein solcher zeigt sich wieder nur, weil man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmten Sinn hin liest. Im Ausarbeiten eines solchen Vorentwurfs, der freilich beständig von dem her revidiert wird, was sich bei weiterem Eindringen in den Sinn ergibt, besteht das Verstehen dessen, was dasteht" (Heidegger 1960 S.312f).

Lorenzer wies darauf hin, welch überragenden Anteil dieses von Binswanger als "logisches Verstehen" bezeichnete Vorgehen an der psychoanalytischen Hypothesenbildung hat. Auch hier wird zunächst allein auf die Sprachgestalt eines Satzes geschaut und untersucht, ob das Gefüge des Satzes

einen sinnvollen Zusammenhang ermöglicht, während von der Tatsachenfarge zunächst suspendiert wird (Lorenzer 1970a S. 49). Die Faktizität des Gesagten ist deshalb zunächst gleichgültig, weil es an diesem Punkt der Erkenntnisbildung allein auf die symbolische Wirklichkeit des Analysanden ankommt (Lorenzer 1970a S.51). Lorenzer beruft sich, um die Trennung von Sinn- und Tatsachenfrage zu legitimieren, auf Wittgenstein, der im Tractatus darauf hinweist, daß der Inhalt eines Satzes durchaus verständlich werden kann, ohne daß seine Wahrheit geprüft wurde: "4.024 Einen Satz verstehen, heißt, wissen, was der Fall ist, wenn er wahr ist. (Man kann ihn also verstehen, ohne zu wissen, ob er wahr ist.) Man versteht ihn, wenn man seine Bestandteile versteht" (Wittgenstein 1963 S.63). Das Verständnisproblem muß gelöst sein, bevor das Wahrheitsproblem angegangen werden kann, weil in der Umgangssprache keine eindeutige Zuordnung zwischen Tatsachen und Sätzen besteht. Die Bedeutung einer Aussage liegt nicht auf der Hand; es kann von verschiedenen Personen Verschiedenes gemeint sein (vgl. hierzu Apel, 1966 S.40). In der "Disjunktion von Sinnfrage und Tatsachenrichtigkeit" sieht Lorenzer eine grundlegende Gemeinsamkeit zwischen der Sprachanalyse Wittgensteins und dem psychoanalytischen Verstehen (Lorenzer 1970a S.62). Unabhängig von der Tatsachenvalidierung wird allmählich durch ein probeweises Einsetzen von Bedeutungen der Sinn des Gesagten zusammengesetzt, wobei ein Einklang mit dem gesamten Symbolsystem des Analysanden gewahrt wird (Lorenzer, 1970a S.57f). Und auch nicht der Rückgriff auf psychische Gesetzmäßigkeiten, sondern der Vorgriff auf das jeweilige Symbolsystem des einzelnen Analysanden sichert die Schritte der Interpretation (Lorenzer 1970a S.61).

Die Bedeutung und Notwendigkeit dieses Vorgehens stellt Stegmüller in Frage. Er bewertet Verstehen "als ein heuristisches Verfahren, um zu gewissen psychologischen Hypo-

thesen zu gelangen, die man als Prämissen eines erklärenden Arguments verwenden kann, "ohne daß die Richtigkeit der so gewonnenen Hypothesen gewährleistet ist, da kein unabhängiges Verifikationsverfahren angewandt wurde. (Stegmüller 1970 a S. 363). Stegmüller hält diesen Weg weder für zuverlässig noch für notwendig, und zieht ihm die Ableitung der Prämissen von allgemeinen Prinzipien vor (Stegmüller 1970 a S.364). Es ist in diesem Zusammenhang von geringem Belang, daß sich Stegmüllers Kritik auf einführendes und nicht auf logisches Verstehen bezieht; denn seine Argumente betreffen auch dieses.

Nach Dray ist es eine Frage der Rationalität des Verhaltens, ob Verstehen oder aber logische Deduktion angebracht ist. Seiner Auffassung gemäß läßt sich rationales Verhalten verstehen, während irrationales, durch uneinsichtige Motive bestimmtes Verhalten durch Gesetzmäßigkeiten zu erklären ist (Dray 1964 S.138). Logisches Verstehen setzt in der Tat eine gemeinsame rationale Sprache voraus, und findet dort, wo keine Kommunikation mehr möglich ist, seine Grenze (Lorenz 1970a S.66 und 70). Trotzdem kann Drays Forderung widersprochen werden. Nach Gadamer kann auch ein unbewußtes Motiv hermeneutisch aufgearbeitet werden. Er schreibt, daß die besondere Leistung der Hermeneutik in Psychoanalyse und Sozialforschung darin bestehe, daß sie Zusammenhänge von Handlungen aufdeckt, die den Handelnden selbst verborgen bleiben: "Ob freilich der Beitrag der Hermeneutik richtig einbehalten wird, wenn er von dem Grenzbegriff eines Zusammenfalls aller Handlungsmotive mit verstandenem Sinn aus festgesetzt wird, erscheint fraglich. Ist doch das hermeneutische Problem nur deshalb so universal und für alle zwischenmenschliche Erfahrung der Geschichte wie der Gegenwart grundlegend, weil auch dort Sinn erfahren wird, wo er nicht als intendierter vollzogen wird. Es verkürzt die Universalität der hermeneutischen Dimension, wenn ein Bereich des verständlichen Sinnes ('kulturelle Überlieferung') gegen andere, lediglich als Real faktoren erkennbare Determinanten der gesellschaftlichen Wirklichkeit abgegrenzt wird (Gadamer 1971 S.70 und 80).

Die Besonderheit psychoanalytischer Hermeneutik ist darin zu sehen, daß sie den Bereich gemeinsamer Verständigung verläßt und sich mit privaten Sprachen ¹⁾ befaßt, die systematische Entstellungen und Auslassungen aufweisen und deren symbolische Zusammenhänge durch interne Einwirkungen zerstört sind. (Habermas 1970 S.266). Handlungsmotive und sprachlich ausgedrückte Intentionen fallen hier nicht zusammen, vielmehr "strafen Handlungen und extraverbale Ausdrücke das, was expressis verbis geäußert wird, Lügen" (Habermas 1970 S.267). Zu diesem Widerspruch kommt es, weil zunächst verdrängte Repräsentanzen in sekundärer Bearbeitung und Überformung wieder auftauchen und so eine Pseudo-Kommunikation ermöglichen, nicht aber ihre eigentliche Funktion erfüllen, nämlich die Situation zu begreifen (vgl. Lorenzer 1970a S. 90f). Diese Sprachdeformationen lassen sich in dem Maße deuten, in dem der Anlaß der Entstellung aufgedeckt wird. Habermas schreibt hierzu: "Die Verstümmelungen haben als solche einen Sinn. Ein verdorbener Text dieser Art kann in seinem Sinn zureichend erst erfaßt werden, nachdem es gelungen ist, den Sinn der Korruption selber aufzuklären: das bezeichnet die eigentümliche Aufgabe der Hermeneutik, die sich auf die Verfahrensweisen der Philologie nicht beschränken kann, sondern Sprachanalyse mit der psychologischen Erforschung kausaler Zusammenhänge vereint. Die unvollständige oder verzerrte Manifestation des Sinnes resultiert in solchen Fällen nicht aus mangelhafter Überlieferung; es handelt sich ja stets um den Sinn eines biographischen Zusammenhangs, der für das Subjekt selber unzugänglich geworden ist" (Habermas 1970 S.266).

Es führt allerdings im pathologischen Fall kein direkter Weg von den sprachlichen Äußerungen des Analysanden zu

- 1) Der Begriff "Privatsprache" wurde von Wittgenstein geprägt. Er versteht darunter, daß Empfindungen in einer Weise benannt werden, die für einen andern, der das selbe Erlebnis nicht hatte, nicht unmittelbar aufschlußreich sind. Es handelt sich dabei um private Symbole (§270 in Philosophische Untersuchungen).

seiner individuellen Realität. Wo das logische Verstehen seine Grenze findet, setzt deshalb nach der Theorie Lorenzers das "szenische Verstehen" ein, wobei sich die Aufmerksamkeit des Analytikers auf die Interaktionen zwischen ihm und dem Analysanden richtet (Lorenzer 1970a S. 108). Im zwischenmenschlichen Verhalten verrät der Patient soviel von seiner unverstandenen Situation, wie seine Sprache verbergen will; denn die Triebkräfte, deren Repräsentanten verdrängt wurden, wirken weiter auf das Verhalten ein. Die dabei ablaufenden psychischen Prozesse werden von Lorenzer folgendermaßen beschrieben: "Die Verdrängung mündet aus in eine Desymbolisierung, eine formale Regression des Symbolprozesses in Richtung auf Klischeebildung, wobei anstelle des symbolvermittelten Verhaltens (mit Reflexion auf das Motiv) ein klischeebestimmtes blindes Agieren und Reagieren einsetzt" (Lorenzer 1970a S.86)¹⁾. Diese Klischees sind dem Bewußtsein unzugänglich und damit nicht erkennbar, bleiben aber dynamisch virulent, und dies bewirkt, daß aus der überdenkbaren Situation eine unbegriffene Szene wird, deren Umweltbezug "reizstimuliert und schemageleitet" ist (Lorenzer 1970a S.87 und 165).

Diese Szenen lassen sich jedoch entschlüsseln, weil sich in ihnen unablässig dasselbe "dramatische Muster" auswirkt; denn sie stehen unter dem Zwang der Wiederholung. Die neurotischen Beziehungen werden immer wieder reproduziert und bilden ein "Situationsarrangement", hinter dem sich das Triebgeschehen abspielt (vgl. Lorenzer 1970a S.166). Um nun mehr über den Patienten zu erfahren als sich seinen sprachlichen Mitteilungen entnehmen läßt, geht der Analytiker einenschrift über das logische Verstehen hinaus und nimmt selbst an den Aktionen des

1) vgl. Freud: "Er agiert gleichsam vor uns anstatt uns zu berichten" (XVII S.101).

Patienten teil; denn nur dann, wenn er sich auf das "szenische Arrangement" des Patienten einläßt, kann er eine Basis für das szenische Verstehen gewinnen. Lorenzer weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die Übertragung in der Psychoanalyse nur einen Sonderfall der Wiederholung unter dem Zwang von Klischees darstellt, da auch in ihr unverarbeitete infantile Beziehungssituationen reaktiviert werden (Lorenzer 1970a S.169f).

Die Übertragung des Analysanden beantwortet der Analytiker mit einer Gegenübertragung, indem er sich auf dem Wege einer gesteuerten Regression probeweise mit dem Patienten oder einer seiner Beziehungspersonen identifiziert (Lorenzer 1970a S.178f). Der Analytiker fügt sich in die Interaktionsstruktur des Patienten ein und wird "konkordant wie komplementär als Mitspieler in die dramatische Konzeption des Patienten miteinbezogen" (Lorenzer 1970a S.181). Auf diese Weise gelingt es ihm allmählich, die Regeln, nach denen sich der Patient verhält (und nach denen auch seine Sprache aufgebaut ist) zu erkennen, seine Situation zu verstehen und der Reflexion zugänglich zu machen. Bei diesem von Lorenzer vorgeschlagenen Weg psychoanalytischer Hermeneutik tritt an die Stelle eines rein kognitiven Vorgehens eine - wenn auch kontrollierte - emotionale Verstrickung des Analytikers in den Fall, den er untersucht. Hierin liegt eine Gefahr subjektiver Fehlerquellen, und insbesondere inadäquater Gegenübertragungen. Es ist nach Habermas jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß irgendeine Methode im Bereich der Psychologie die affektive Kommunikation zwischen dem Forschenden und seinem Objekt ganz unterbinden kann. Er verweist auf die Experimente über Experimente von Rosenthal und seinen Mitarbeitern, die zeigten, daß auch extreme Objektivierungsversuche Übertragungssphänomene nicht ganz ausschalten können (angeführt in Habermas 1971 S.204f).

Die Frage ist jedoch, ob sich nicht eine Methode finden ließe, die weiterreicht als das logische Verstehen, dem Forscher aber die topologische Regression erspart. Gedacht ist hier an ein psycholinguistisches Vorgehen, das die strukturellen Zusammenhänge von Sprache und Psyche untersucht (Vgl. Atkin 1972 S.98-123). Offen bleibt dabei nur das Problem, wie sich diese Strukturen entschlüsseln lassen: ob eine emotional engagierte Teilnahme des Forschers an den sozialen Handlungen seines Objektes erforderlich ist, oder ob die Sprach- und Verhaltensmuster auch dem unbeteiligten Beobachter evident werden.

Lorenzers Theorie des szenischen Verstehens nimmt ihren Ausgang von Überlegungen, die Wittgenstein in den Philosophischen Untersuchungen anstellte, und zwar seiner Theorie des Sprachspiels. Der Begriff "Sprachspiel" bezieht sich auf "das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist" (§7). Er benutzt den Ausdruck "Spiel" in diesem Zusammenhang, um hervorzuheben, "daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist von einer Tätigkeit, oder einer Lebensform" (§23), die nach Regeln abläuft, die nicht durch eine Erklärung, sondern nur durch die Anwendung von Beispielen zu vermitteln sind (§71). Man kann ein Spiel lernen, "ohne je Regeln zu lernen, oder sie zu formulieren" (§31). Für diejenigen, die diesen Regeln folgen, sind sie das Selbstverständliche, das gerade deswegen nicht Gegenstand begrifflichen Denkens wird. Die Regeln werden blind befolgt (§ 219-238). Eine Übereinstimmung in der Sprache ist folglich "keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensformen" (§241).

Die Relevanz dieser Überlegungen für die psychologische Forschung liegt in der These, daß die Form der Sprache einen Schlüssel für die Struktur des gesamten Verhaltens liefert. "Man kann sich leicht eine Sprache vorstellen, die nur aus Befehlen und Meldungen in der Schlacht besteht. - Oder eine Sprache, die nur aus Fragen besteht

und einem Ausdruck der Bejahung und der Verneinung. Und unzählige andere. -- Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen" (§ 19 Phil.U.). Es wurde gesagt, daß die Regeln, nach denen Sprache und Tätigkeiten ablaufen, von dem, der diese Regeln befolgt, nicht mitgeteilt werden können, und daß es für den Außenstehenden leichter ist, mitzuspielen als diese Regeln zu artikulieren. Dies ist eine Tatsache, die inzwischen experimentell bewiesen wurde: man kann Regeln folgen und sogar wissen, ob man sie korrekt befolgt, ohne daß man sie formulieren kann (Rosen 1972 S.84f). Der Text von Wittgenstein impliziert jedoch nicht, daß nur die Teilnahme zur Kenntnis der Regeln führt; diese scheint ein entsprechendes Bewußtsein eher zu verhindern. Das Betrachten von Beispielen müßte ausreichen, um die Regeln zu begreifen.

4. Charakterisierung psychologischer Gesetze

Die Tatsache, daß Verhalten therapeutisch zu beeinflussen ist, legt den Schluß nahe, daß die von Kindheitserlebnissen ausgehende Kausalität aufhebbar und damit nur scheinbar naturgesetzlich ist. Diese These steht zwar sowohl zu Freuds Auffassung von der Psychologie wie auch zu der lerntheoretischen im Widerspruch, sie läßt sich aber zumindest im psychoanalytischen Bezugsrahmen durchaus diskutieren, da hier Zusammenhänge verschiedenster Art berücksichtigt werden, die nicht unbedingt alle die Merkmale eines Kausalgesetzes aufweisen.

Habermas verfißt die These, daß Verhalten von Normen bestimmt wird und nicht von Naturgesetzen, da es nicht unbedingt determiniert und voraussagbar ist, sondern durch Reflexion modifizierbar. Er argumentiert: "Eine Norm kann durchbrochen werden, ein Naturgesetz prinzipiell nicht" (Habermas 1974 S.232). Diese Überlegungen verraten ohne Zweifel eine begriffliche Auffassung des Naturgesetzes, die nicht dem neuesten wissenschafts-

theoretischen Stand entspricht. Außerdem sind sie in inhaltlicher Hinsicht einseitig, da sie den Einfluß konstitutioneller Faktoren unterschlagen, die gleichsam als Gegenspieler der Normen anzusehen sind und andern Gesetzen unterliegen als diese. Ungeachtet dessen sind Habermas' Überlegungen jedoch in struktureller Hinsicht und insbesondere für das Konzept der Identifikation relevant: Die Modifizierbarkeit strukturbestimmten Verhaltens wirft die Frage auf, ob zwischen Strukturen und Verhaltensweisen überhaupt deterministische Beziehungen bestehen, oder ob die Veränderlichkeit des Verhaltens darauf zurückzuführen ist, daß die Strukturen als ganze reversibel sind. Es ist wohl unsinnig anzunehmen, daß Reflexion in die Beziehung zwischen psychischen Strukturen und den Mustern offenen Verhaltens eingreifen kann, wenn man grundsätzlich von einer Identität der Strukturen psychischer Prozesse und des manifesten Verhaltens ausgeht oder aber das fragliche Verhalten als Symptom für das Vorliegen der strukturellen Disposition betrachtet. Eine Änderung der Struktur und des Verhaltensstils können deshalb nur synchron erfolgen. Daraus folgt, daß Normen nicht durchbrochen werden können, solange sie internalisiert sind, und daß immer die Aufhebung ihrer Internalisierung und damit eine Strukturänderung vorausgesetzt werden muß.

Diese Aufhebung erfolgt nun allerdings keineswegs so, als ließe sich eine Struktur wie ein aufgelegtes Raster auswechseln, ohne daß sämtliche Aspekte der psychischen Organisation davon betroffen wären. Unter einer Struktur wird keine ablösbare Entität verstanden, sondern die Art und Weise, in der psychische Energien und Vorstellungen einander zugeordnet sind. Deshalb kann nur das Zusammenwirken von Wahrnehmungen, affektiven Prozessen und Reflexionen Strukturen beeinflussen, wobei allerdings nicht die Strukturen selbst Gegenstand der Reflexion werden können, sondern nur die durch sie organisierten Perzepte und Motive. Das Erleben spezifischer realer Kommunikationsmuster - z.B. in der Therapie - und das Überdenken der Motive greifen dabei ineinander; denn die Aufhebung der Verdrän-

gung ist gleichbedeutend mit einer Modifikation der Struktur, und daraus folgt, daß die Szene und die Motivkonstellation, die zu einer Identifikation führten, nur in dem Maße erinnert werden können, wie sich die Wirkung der Identifikation auf die psychische Dynamik bereits verringert und die Identifikation zu bestehen aufhört.

Während die Entstehung einer Struktur weitgehend von äußeren, irreversiblen Faktoren abhängt, spielen bei ihrer Aufrechterhaltung innere psychische Faktoren eine wesentliche Rolle, und zwar im Hinblick auf die adaptive Funktion der Strukturen, die gleichsam den Zweck erfüllen, unter den von der Außenwelt gesetzten Bedingungen und Normen die psychische Energie zu regulieren, was im speziellen Fall der Identifikation bedeutet: die Energie zu binden, die durch das Scheitern einer Objektbeziehung frei wird. Ist ein bestimmtes, durch die Strukturbildung abgewehrtes Motiv besonders virulent, so erhält sich die Struktur unter Umständen unabhängig von den sich ändernden Umweltbedingungen aufrecht, und das Verhalten erwirbt damit seinen irrationalen Zug, der aber unter ökonomischen oder energetischem Aspekt keineswegs sinnlos ist. Diese finale Betrachtung macht es deutlich, wieso Denkoprationen psychologische Phänomene beeinflussen können; denn wird ein spezifischer Zweck einer Abwehrstruktur und der von ihr ausgehenden Symptome durchschaut, so verschwinden die pathologischen Erscheinungen. Reversibel sind damit die Zielsetzungen und nicht die kausalen Relationen zwischen vorangehenden Ereignissen oder Situationen und zeitlich folgenden Veränderungen des psychischen Systems. Der Determinismus psychologischer Vorgänge läßt sich also auf diese Weise nicht in Frage stellen; denn solange Strukturen und Motive bestehen, sind sie wirksam.

Zur Diskussion gestellt wird jedoch die Frage, ob Motive und Strukturen in einer Erklärung tatsächlich unter den Ursachen angeführt werden können. Denn der Determinismus

ist nach Stegmüller nur ein Kennzeichen einer kausalen Beziehung¹⁾; ein anderes wichtiges Merkmal ist die zeitliche Relation zwischen dem Explanandum und den zu seiner Erklärung angeführten Daten. Es geht hier darum, ob nur vorausgehende, sich ändernde Bedingungen des Verhaltens Ursachen genannt werden können oder auch konstante, gleichzeitig bestehende. Damit ist das Problem verbunden, ob Gleichzeitiges nur zur Beschreibung, oder auch zur Erklärung angeführt werden kann, und ob es sich dabei um eine echte Voraussetzung handeln kann oder nur um einen Klassifikationsgesichtspunkt. Wenn man die Auffassung vertritt, daß nur das Ursache sein kann, was dem Explanandum zeitlich vorausgeht, dann können weder Motive noch Strukturen in eine kausale Erklärung aufgenommen werden²⁾, denn diese haben, wenn sie der Vergangenheit angehören, keinen Einfluß auf das Verhalten, sondern nur dann, wenn sie gleichzeitig mit einer Handlung bestehen. Das bedeutet, daß man entweder darauf verzichten muß, Motive und Strukturen zur Erklärung anzuführen, oder aber die Kriterien einer kausalen Erklärung toleranter zu fassen hat. In der Tat faßt Stegmüller den Begriff "Ursache" so weit, daß auch Dispositionen als konstante Voraussetzungen Ursachen genannt werden können. Er versteht unter "Ursache" die "Totalität" der Antecedenzbedingungen einer adäquaten kausalen Erklärung" (Stegmüller 1970a S.462). Eine Erklärung gilt dann als kausal, wenn sie deduktiv-nomologisch ist, mindestens ein deterministisches, quantitatives Ablaufgesetz enthält, und ein Antecedenzereignis hat, das nicht später ist als das Explanandum-Ereignis (Stegmüller 1970a S.462). Das bedeutet, daß nicht alle in den Prämissen angeführten Gesetz=

- 1) Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß die Begriffe Determinismus und deterministisch in diesem Text nur zur Kennzeichnung von Gesetzen, d.h. im Gegensatz zu der Bezeichnung "statistisch" und nicht "indeterministisch" gebraucht werden. Deshalb kann eine Erörterung des Determinismus von Systemen unter philosophischen Aspekten hier ausgespart werden. (Vgl. zu diesem Problem Stegmüller 1970a S. 486-517.)
- 2) Ein solcher Standpunkt wird von Gardiner eingenommen. Für ihn kann eine auf Ziele, Intentionen und Wollen bezugnehmende Erklärung keine kausale Erklärung sein (zit. bei Stegmüller 1970a S.374).

mäßigkeiten die Merkmale eines Kausalgesetzes aufzuweisen brauchen, und daß auch Sachverhalte, die gleichzeitig mit dem Explanandum bestehen, zu den Ursachen zählen, wenn sie konstante Voraussetzungen bilden (Stegmüller 1970a S.435).

Hiernach können Motive und Strukturen als "Ursachen" bezeichnet werden und in kausalen Erklärungen angeführt werden. Dieses bedeutet aber nicht, daß auch eine kausale Beziehung zwischen ihnen und den für sie symptomatischen Erscheinungen besteht; denn der Begriff des Kausalgesetzes ist enger gefaßt als der der kausalen Erklärung. Für Kausalgesetze ist es wesentlich, daß sie Sukzessionscharakter haben, d.h. die zeitliche Abfolge von Ereignissen, bzw. Veränderung von Systemen erklären. Koexistenzgesetze, die sich auf das gleichzeitige Vorkommen mehrerer Merkmale bei einem System beziehen, z.B. auf den Zusammenhang zwischen einer Struktur und einem Symptom, sind keine Kausalgesetze (vgl. Stegmüller 1970a S.455 und 461).

Die Veränderung eines psychischen Systems bedeutet Strukturveränderung und daraus folgt, daß sich zwar die Entstehung von Identifikationen mit Hilfe von Sukzessionsgesetzen erklären läßt, nicht aber der Zusammenhang zwischen Identifikation und Verhalten, bzw. Symptomen. Es sei denn, man betrachtet das Auftauchen eines symptomatischen Phänomens als Systemveränderung und nicht nur als Ausdruck oder Anzeichen. Generell läßt sich über die Funktion von Sukzessionsgesetzen in der Psychologie sagen, daß sie Entwicklungs- und Anpassungsprozesse erklären und primär auf auslösende Faktoren bezug nehmen, während Koexistenzgesetze die Form einer Erscheinung oder eines Vorgangs erklären, und dabei auf interne Zusammenhänge des Systems verweisen.

Stegmüller bezweifelt, daß bei dispositionellen Erklärungen eine eindeutige Klassifikation der Gesetze hinsichtlich ihrer Zeitgestalt möglich ist (Stegmüller 1970a S.455f). Die Klassifikation als Zustands- bzw. Koexistenzgesetz

ist nur dann adäquat, wenn man die Disposition nicht in Begriffen der Beobachtungssprache definiert; denn auf diese Weise würde ein zeitlicher Vorgang beschrieben, dem ein Ablaufgesetz zugrunde läge (Stegmüller 1970a S.455f). Faßt man hingegen die Disposition - wie es bei dem psychoanalytischen Identifikationsbegriff der Fall ist - als theoretischen Begriff auf, dann ist nur ein Koexistenzgesetz denkbar. Die Erklärung hat hier quasi die Funktion, ein singuläres Symptom dadurch zu erklären, daß es in einen größeren Zusammenhang gestellt wird und von einem speziellen Zustand des psychischen Systems abgeleitet wird (der in einem weiteren Schritt seinerseits kausal zu erklären wäre). Eine dispositionelle Erklärung verweist also keinesfalls - wie Stegmüller es ausdrückt - auf "Agentien hinter der Szene" (Stegmüller 1970a S.375). Die Gefahr der Substantialisierung besteht sowohl bei Motiven wie bei Strukturen, und es scheint, daß diese Substantialisierung - auch bei Freud - häufig von dem Wunsche getrieben wird, auf diese Weise eine sukzessive und damit kausale Beziehung zwischen der Disposition und dem Explanandum-Vorkommen herzustellen. Tatsächlich fehlt dieser Relation jedoch der Ablaufcharakter.

In diesem Zusammenhang soll daran erinnert werden, daß der Begriff "Struktur" von Dilthey deswegen in die Psychologie eingeführt wurde, weil er eine Alternative zu einer mechanistischen Auffassung des Seelenlebens schaffen und die Verhältnisse hier gegen die Ursachenverhältnisse im Naturzusammenhang abheben wollte. Er definierte die Struktur als ein "Beziehungsganzen", das nicht auf zeitlicher Abfolge des Einwirkens beruht, sondern auf inneren Beziehungen" (Gadamer 1965 S.210f). Das Strukturmodell Diltheys entstammt der hermeneutischen Textinterpretation der Romantik und postuliert, daß der Lebenszusammenhang wie eine Geschichte in sich verständlich ist (Gadamer 1965 S. 210). Habermas weist darauf hin, daß Freuds Strukturmodell ebenso aus hermeneutischem Vorgehen, nämlich dem psychoanalytischen Verstehen, entstand und nicht aus reiner Erfahrungswissenschaft. Er zieht daraus den Schluß, daß Freuds Kategorien nicht unabhängig von

den Bedingungen, unter denen sie gewonnen wurden, expliziert werden können und deshalb nicht für eine strikt erfahrungswissenschaftliche Behandlung taugen (Habermas 1970 S.307). Diese Bedenken sind aber nicht stichhaltig, da ja - wie bereits angeführt - Koexistenzgesetze und die darin enthaltenen theoretischen Begriffe in einer exakten wissenschaftlichen Erklärung durchaus vorkommen können.

Die Frage, ob psychologische Gesetze deterministisch sein können, wurde bereits angerührt. Es wurde in diesem Zusammenhang der Einwand zurückgewiesen, daß die Revidierbarkeit des Verhaltens seiner Gesetzmäßigkeit entgegenstünde. Es läßt sich jedoch hinsichtlich dieses Problems ein anderes Argument vorbringen. Mit Sicherheit läßt sich nämlich kein psychologisches Vorkommnis von einer einzelnen Voraussetzung ableiten. Es muß in jedem Fall auf weitere Bedingungen verwiesen werden, zu denen Beziehungen gesetzmäßiger Art bestehen. Die psychanalytische Theorie trägt diesen Verhältnissen mit dem Begriff der "Überdeterminierung" Rechnung, der sich auf die Tatsache bezieht, daß es in der Psychologie keine einzelnen unabhängigen und hinreichenden Gründe gibt, sondern daß jedes psychische Phänomen stets unter mehreren Aspekten erklärt werden muß (Rapaport 1961 S. 23, 44f und 71f). Daraus läßt sich logisch folgern, daß zwischen den einzelnen Antecedenzbedingungen und dem Explanandum-Ereignis bzw.-phänomen keine deterministische Beziehung bestehen kann; denn dann würde schon die Ableitung von einer einzigen Prämisse - soweit diese wahr ist - die Richtigkeit der Conclusio bestätigen. Aufgrund des Prinzips der Invarianz logischer Schlüsse gegenüber Prämissenverstärkung genügt es bei der deduktiv-nomologischen Erklärung, sich bei den Prämissen auf einen Teil des Wissens zu beschränken, wenn eine konkrete Situation erklärt werden soll (Stegmüller 1970a S.660). Anders ist es, wenn von den Prämissen ein induktiver Schluß auf einen Sachverhalt gezogen wird. Bei einer Erklärung, die statistische Aussagen in ihren Prämissen hat, genügt es nicht, zu überprüfen, ob die angeführten Prämissen wahr sind, und ob

korrekt argumentiert wird, vielmehr muß geprüft werden, ob auch nichts, was für die Erklärung von Bedeutung sein könnte, übersehen wurde. Das gesamte Erfahrungswissen muß in die Prämissen aufgenommen werden; denn eine Hypothese kann, wie Stegmüller feststellt, aufgrund des verfügbaren Wissens noch so gut bestätigt erscheinen - neue Informationen können ihren Bestätigungsgrad verändern (Stegmüller 1970a S.660f). Es handelt sich bei dieser Forderung um eine methodologische Maxime, die von Carnap für die Anwendung der induktiven Logik aufgestellt wurde (Stegmüller 1970a S.661), durchaus aber auch dem methodischen Vorgehen bei einer psychoanalytischen Erklärung entspricht, die ja stets auf mehrere Dimensionen der Theorie Bezug nimmt und kein Phänomen unter einem Aspekt allein begründet ¹⁾.

Der Begriff der Überdeterminierung ist jedoch insofern irreführend, als er zu der Annahme verleitet, daß mehrere voneinander unabhängige Determinanten das Verhalten bestimmen. Es handelt sich jedoch in Wirklichkeit nur um verschiedene Aspekte der relevanten Systemzustände und keineswegs um gesonderte Entitäten. So kann ein deterministischer Schluß - wenn überhaupt - nur von der Beschreibung des gesamten Systems zu einem Zeitpunkt auf einen Zustand des Systems zu einem andern Zeitpunkt gezogen werden, wobei allerdings jeweils der Einfluß der äußeren Realität in die Prämissen mit aufgenommen werden muß. Versucht man also nicht, von verschiedenen Variablen und ihnen zugeordneten Gesetzmäßigkeiten unabhängig voneinander Schlußfolgerungen abzuleiten, so bildet das Prinzip der Invarianz logischer Schlüsse gegen Prämissenverstärkung

1) Eine statistische Interpretation der Überdeterminierung wird nach Rapaport bereits in Erwägung gezogen. Eine diesbezügliche Argumentation wird von ihm aber nur erwähnt (1961 S.45), und nicht ausführlich genug dargestellt, um hier diskutiert zu werden. (Es gibt auch keinen entsprechenden Literaturhinweis). Rapaport selbst vertritt in diesem Zusammenhang folgende Auffassung: "Eine spezifische und brauchbare statistische Interpretation wäre einer Interpretation vorzuziehen, die die Existenz von Gesetzen annimmt, aber keinerlei Implikationsregeln spezifiziert und so weder eine Bestätigung noch eine Widerlegung zuläßt" (1961 S.45).

kein Argument mehr gegen den Determinismus psychologischer Gesetze. Die Notwendigkeit, äußere Einwirkungen als auslösende Faktoren von Systemänderungen und Verhaltensweisen mit zu berücksichtigen, weist die psychologische Erklärung allerdings als nicht streng deterministische, sondern als historisch- bzw. psychologisch-genetische Erklärung aus. Die Vielfältigkeit der Voraussetzungen läßt darüber hinaus die Frage entstehen, ob sich die Antecedenzbedingungen jemals so detailliert und vollständig erfassen lassen, daß eine korrekte empirische Erklärung möglich ist und sich systematische Beziehungen zwischen den Daten herstellen lassen. Es könnte sein, daß deterministische Gesetze in der Psychologie stets theoretischer Natur sind, während in der angewandten Psychologie nur mit statistischen Gesetzen gearbeitet werden kann.

Die Aufstellung empirischer Kausalgesetze, scheitert letztenendes an der Unmöglichkeit, quantitative Relationen zu beschreiben. Aussagen über quantitative Verhältnisse bilden nach Stegmüller das dritte unentbehrliche Merkmal des Kausalgesetzes, soweit der Gegenstand eine Quantifizierung erlaubt. Ob dies bei dem psychischen System der Fall ist, ist umstritten (vgl. Habermas 1970 S.308). Freud postuliert allerdings die Quantifizierbarkeit; denn er sah in qualitativer Hinsicht keinen Unterschied zwischen den Ursachen normaler und pathologischer Phänomene, sondern nur in quantitativer: "Eines unserer Hauptergebnisse wollen wir unserer Darstellung vorausschicken. Die Neurosen haben nicht wie z.B. Infektionskrankheiten spezifische Krankheitsursachen. Es wäre müßig, bei ihnen nach Krankheitserregern zu suchen. Sie sind durch fließende Übergänge mit der sogenannten Norm verbunden und andererseits gibt es kaum einen als normal anerkannten Zustand, in dem nicht Andeutungen neurotischer Züge nachweisbar wären. Die Neurotiker bringen ungefähr die gleichen Anlagen mit wie andere Menschen, sie erleben das nämliche, sie haben keine anderen Aufgaben zu erledigen."

gen. Warum also leben sie um soviel schlechter und schwieriger und leiden dabei an mehr Unlustempfindungen, Angst und Schmerzen? - Die Antwort auf diese Frage brauchen wir nicht schuldig zu bleiben. Es sind die quantitativen Disharmonien, die für die Unzulänglichkeit und für die Leiden der Neurotiker verantwortlich zu machen sind" (Freud XVII S.109f). Entsprechend führt Freud auch den Ausgang einer therapeutischen Behandlung auf quantitative Relationen zurück - auf den "Energiebetrag, den wir zu unsern Gunsten beim Patienten mobilisieren können, im Vergleich zur Summe der Energien und Mächte, die gegen uns wirken" (XVII, S.108).

Das Programm der Quantifizierung wurde jedoch bis heute nicht durchgeführt. Rapaport nennt drei Hindernisse auf dem Weg zu einer Mathematisierung: (a) Triebbesetzung ist als intrapsychische Variable schwer zu manipulieren, da sie mit organischen Veränderungen und strukturellen Bedingungen verknüpft ist, und daher auch schwer zu messen. (b) Die Kausaleffekte erfolgen über vielfältige und austauschbare Bahnen. (c) Die Beobachtungen sind mit den erklärenden Grundbegriffen der Theorie durch eine lange Kette von Begriffen in Beziehung setzbar, und dies macht es ungewiß, "ob irgendein quantitatives Resultat als eine Quantifikation einer bestimmten Variablen angesehen werden kann" (Rapaport 1961 S.39f). Mit andern Worten: "Das sichtbare Verhalten ist in der Regel eine sehr entfernte Repräsentation der psychologischen Prozesse, die es hervorriefen. So wird, obgleich die Beobachtungen die Notwendigkeit von Begriffen wie "Besetzung" und von Begriffen, die auf Besetzungstransformationen hinweisen, nahelegen, die Messung dieser Beobachtungsgrundlage durch den Umstand erschwert, daß die gleiche Gruppe von Beobachtungen die Annahme einer komplexen hierarchischen Organisation nötig machen, die mittels Strukturen, die mit kleinen Besetzungen arbeiten, den Aufwand und die Transformierung von Besetzungen kontrollieren" (Rapaport 1961 S.99).

Die Vorstufe zu einer Quantifizierung bilden die "quasi-quantitativen Sätze in Form von Ungleichheiten" (Rapaport 1961 S.99); gemeint sind hier Aussagen über Größenrelationen von Besetzungen und Maße für freie Beweglichkeit und Neutralisation von Energie. Entsprechende Begriffe würden eine schärfere Information liefern als nur qualitative oder klassifikatorische, wenn sie auch aufgrund fehlender Meßtechnik noch nicht als quantitativ zu betrachten sind sondern nur als komparativ. Es handelt sich hierbei nach Stegmüller um "Relationsbegriffe, die Vergleichsfeststellungen im Sinne eines 'mehr oder weniger' ermöglichen" (Stegmüller 1970b S.27f). Die praktische Funktion dieser Begriffe ist es, eine gedankliche Differenzierung zu ermöglichen, und zwar indem hinsichtlich eines spezifischen Kriteriums eine Rangordnung hergestellt wird (Stegmüller 1970b S.28). Die theoretische Funktion besteht darin, daß sie die Einführung quantitativer Begriffe erleichtern (Stegmüller 1970b S.29).

Psychoanalytische Aussagen über Größenrelationen sind allerdings ebenso theoretisch wie die Begriffe, auf die sie sich beziehen, und es ist noch völlig ungewiß, auf welche Weise empirische Feststellungen über Besetzungsmengen getroffen werden können. Ansätze gibt es hier bei der ordinalen Skalierung von Primär-Prozeß-Phänomenen (Rapaport 1961 S.100f). Problematisch erscheint dabei allerdings in praktischer Hinsicht, daß ein psychologisches Schätzverfahren der Einstufung der Phänomene vorausgeht und - wie Rapaport ausführt - in theoretischer Hinsicht, daß sich die Triebintensität sowohl in der Frequenz wie auch in der Intensität ihrer Indikatoren ausdrücken kann, wobei die funktionellen Beziehungen keineswegs geklärt sind (Rapaport 1961 S.101). Für eine Metrisierung fehlt nach Rapaport die wesentliche Voraussetzung: die Kenntnis über die psychologischen Dimensionen. Deshalb ist bei Messungen in der heutigen Psychologie die Relevanz dessen, was gemessen wird, weitgehend unbekannt (Rapaport 1961 S.101f). Eine Voraussetzung für eine dimensionale Quantifizierung besteht in einer besseren Kenntnis der psychologischen Strukturbildungsprozesse. Rapaport

schreibt: "wir müssen feststellen, wie Prozesse sich zu Strukturen wandeln, wie eine einmal gebildete Struktur sich verändert und wie sie wiederum Prozesse veranlaßt und beeinflußt" (Rapaport 1961 S.103f). Rapaport sieht es als notwendig an, daß die "Charakteristika und Veränderungen psychologischer Strukturen" in den gleichen Dimensionen ausgedrückt werden können (Rapaport 1961 S.103).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß psychoanalytische Erklärungen durchaus auf Gesetzmäßigkeiten bezug nehmen, auch wenn diese bisher nur skizziert und nicht explizit formuliert oder gar mit einer unabhängigen Methode bewiesen wurden. Es handelt sich dabei aber nur zum Teil um Kausalgesetze mit Ablaufcharakter. Eine große Rolle spielen Koexistenzgesetze, die den Zusammenhang zwischen dem Zustand des psychischen Systems und singulären Erscheinungen erklären.

Der von Freud geforderte Determinismus des Systems läßt sich schlecht nachweisen. Theoretische Gesetze lassen sich in deterministischer Weise formulieren, ob sich aber auch empirische Gesetze mit deterministischem Charakter aufstellen lassen, ist ungewiß. Die Variabilität der Voraussetzungen menschlichen Handelns könnte hier eine grundsätzliche Grenze ziehen. Außerdem wäre es notwendig, die Aussagen über Energie und Dynamik zu spezifizieren. Wege zu einer Quantifizierung sind derzeit aber noch nicht entdeckt, und ihre Existenz wird von einigen Wissenschaftlern auch aus grundsätzlichen Erwägungen angezweifelt.

4.1 Zur Problematik lerntheoretischer Gesetze

Die Gesetze, die in den Prämissen lerntheoretischer Erklärungen angeführt werden, werfen keine vergleichbaren Probleme auf. Das wissenschaftstheoretische Selbstverständnis der Forscher impliziert, daß ihre Erklärungen stets nomologischen Charakter haben und nur Kausalgesetze

anführen, also deterministische Gesetze mit Sukzessionscharakter. Es werden hier also von vornherein nur Antecedenzbedingungen angeführt, die dem Explanandum vorausgehen, und keine dispositionellen Voraussetzungen. Das bedeutet, daß sowohl somatische wie auch kulturelle Faktoren nicht berücksichtigt werden, und damit ergibt sich von vornherein gar nicht die Frage, ob hier Gesetzmäßigkeiten unterschiedlichen Typs bestehen. Gemeint ist hier die Diskussion darüber, daß Verhalten einerseits durch irreversible naturgesetzliche Fakten und andererseits durch revidierbare Regeln bestimmt wird. Die Lerntheorie kennt nur naturgesetzliche Beziehungen, und diese bestehen für sie stets zwischen den Aktivitäten handelnder Personen - mögen sie auch offen oder verdeckt ablaufen. Zugefügte Behandlungen und psychische Reaktionen wie Assoziationen, Generalisationen und Antizipationen bestimmen ausschließlich das Verhalten. Bestehende Assoziationen ließen sich eventuell als Quasi-Strukturen darstellen. Als solche werden sie aber nicht in lerntheoretischen Erklärungen berücksichtigt, sondern nur als historische Vorfälle.

Auch die Tatsache, daß Verhaltensgewohnheiten revidierbar sind, enthält aus lerntheoretischer Sicht keine Problematik. Hier wird nicht die Frage gestellt, ob eine Verhaltensdeterminante aufhören kann, eine Ursache zu sein - was den Determinismus der Beziehung zwischen ihr und dem Verhalten in Zweifel zöge - oder ob vielleicht diese Verhaltensdeterminante selbst zu bestehen aufhören kann. Für die Lerntheorie lassen sich keine Ursachen aufheben, es ist nur eine Umkonditionierung möglich, und das bedeutet, daß neue Erfahrungen induziert werden, die zu neuem Verhalten programmieren, also stärkere Zwänge setzen.

Der Begriff Zwang wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob Verhalten für die Lerntheorie eigentlich einen rationalen oder irrationalen Charakter hat. Ihm wird hier zwar generell eine Rationalität im Hinblick auf adaptive

Zwecke unterstellt, gleichzeitig wird jedoch einer Reflexion über die Motive des Verhaltens keinerlei Bedeutung beigemessen. Die Überbetonung des adaptiven Aspekts menschlichen Verhaltens bewirkt, daß alle Motive vorweg klassifiziert und als konstante Faktoren behandelt werden. Gelegentlich erscheint der Eindruck, daß das Streben nach Erfolg eine anthropologische Prämisse darstellt. Diese Voreingenommenheit ist es wahrscheinlich, die die Lerntheoretiker der Notwendigkeit enthebt, menschliches Verhalten erst einmal zu deuten, bevor es erklärt werden kann. Die Tatsache, daß dem Verhalten zwar - soweit das Verstärkungsprinzip unter den Gesetzen angeführt wird - Motive unterstellt werden, diese Motive jedoch nicht zur Sprache kommen und auch nicht als bewußt und willentlich gesetzt betrachtet werden, läßt nichts anderes zu, als diese Motive als Dispositionen zu charakterisieren. Es liegt hier offensichtlich der von Stegmüller beschriebene Fall der "unbewußt rationalen Erklärung" vor, die eine Tätigkeit auf eine sukzessive Automatisierung des Verhaltens aufgrund eines dispositionellen Motivs zurückführt (Stegmüller 1970a S.420). Es ist bemerkenswert, daß dieser Sachverhalt in lerntheoretischen Erklärungen nicht erwähnt wird. Auch hier zeigt sich wieder, daß Verhalten auf mehr Voraussetzungen beruht als auf denen, die in einer korrekten lerntheoretischen Erklärung berücksichtigt werden.

5. Modelle psychologischer Erklärungen

Im folgenden wird untersucht, welche Form psychoanalytische und lerntheoretische Erklärungen haben. Dabei wird die These vertreten, daß die psychoanalytische Erklärung bis jetzt nur skizziert werden kann, aber einen überaus fruchtbaren Ansatz zu einer wissenschaftlichen Systematisierung aller nur denkbaren psychologischen Befunde darstellt. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich positiv von der lerntheoretischen Erklärung, die zwar formal korrekter erscheinen mag, in ihrem Zuschnitt jedoch nicht der Komplexität psychologischer Ursachen gerecht wird.

5.1 Die psychoanalytische Erklärung

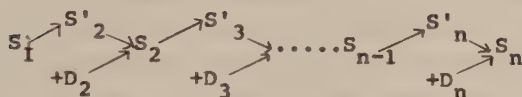
Die Wissenschaftlichkeit psychoanalytischer Erklärungen wird häufig angezweifelt. Dabei bezieht sich die Kritik jedoch im allgemeinen auf einen Begriff der Wissenschaftlichkeit, der sehr eng ist und nur deduktiv-nomologische Erklärungen zuläßt. Von einem solchen Standpunkt geht Habermas aus, wenn er psychoanalytischen Aussagen eine Sonderstellung einräumt und sie als "allgemeine Interpretationen" begrifflich von Erklärungen abruckt. Er führt aus, daß bei der Auslegung individueller Entwicklungen nur "Erzählfolien" zugrunde gelegt werden, die es erlauben, das, "was sonst Historie bliebe" im Rahmen "allgemeiner Interpretationen" metapsychologisch auf ein "sprachtheoretisch begründetes Strukturmodell" zurückzuführen (Habermas, 1970, S. 309 und 315f). Diese allgemeinen Interpretationen verweisen auf Gesetzmäßigkeiten zwischen verschiedenen aufeinander folgenden Systemzuständen, und sie verhalten sich in mancher Hinsicht wie erfahrungswissenschaftliche Hypothesen; denn auch sie müssen empirisch bestätigt werden (Habermas 1970 S.316f).

Der Unterschied zwischen nomologischen Erklärungen und allge=

meinen Interpretationen besteht nach Habermas darin, daß sich die Erklärung auf kontextfreie universelle Gesetze stützt, während die allgemeine Interpretation keine kausale Aussage ohne Bezug auf einen individuellen Fall erlaubt. Zu den Ableitungen aus allgemeinen Interpretationen müssen jeweils zusätzliche Aussagen hinzukommen. Habermas schreibt: "Narrative Erklärungen unterscheiden sich von streng deduktiven dadurch, daß die Ereignisse oder Zustände, für die sie eine kausale Beziehung behaupten, bei der Applikation eine weitere Bestimmung erfahren" (Habermas 1970 S.332). Dieses widerspricht jedoch nicht ihrem wissenschaftlichen Charakter; denn die heutige Wissenschaftstheorie sieht auch andere Erklärungen als die streng deduktiven als korrekt an. Erklärungen, die wie die psychoanalytischen, Verhalten nicht nur auf eine Folge früherer Verhaltensweisen zurückführen, sondern bei jedem Schritt der Erklärung zusätzliche Informationen in die Prämissen aufnimmt, lassen sich dem von Stegmüller als "historisch-genetisch" bezeichneten Typ der Erklärung zuordnen. Hierbei wird das Explanandum auf eine Folge von Entwicklungsstadien bzw. gesetzmäßig miteinander verknüpften Zuständen zurückgeführt. Die Conclusio eines jeden Schritts der Erklärung wird in die Prämissen des nächsten Schrittes aufgenommen, muß aber jeweils durch neu hinzukommende Informationen ergänzt werden, damit eine Aussage über den nächsten Entwicklungsstand abgeleitet werden kann. Diese zusätzlichen, akzidentellen Tatsachen brauchen im Rahmen dieser Erklärung selber nicht erklärt zu werden (Stegmüller 1970a S.245, 354 und 357).

Es gibt hier also keine lineare Kausalkette. In diesem Fall müßten ausschließlich deterministische Sukzessionsgesetze angeführt werden, und ein psychischer Zustand müßte sich allein aus früheren Zuständen ableiten lassen. Im Gegensatz dazu können die unbegründeten Details, die jeweils in die Prämissen mitaufgenommen werden, "viel komplexer sein und einen viel stärkeren Tatsachengehalt besitzen" als die Sätze der genetischen Kette (Stegmüller 1970a S.358).

Der logischen Struktur einer "historisch-genetischen" - und damit auch psychologischen Erklärung gab Hempel folgende schematische Darstellung (Stegmüller 1970a S. 353):



Die hier verwendeten Buchstaben stehen für Sätze, die Aussagen über Zustände enthalten. Die Pfeile symbolisieren gesetzmäßige Übergänge, wobei hier nicht diskutiert werden soll, ob diese deterministischer oder statistischer Art sind.

Bei einer psychologischen Erklärung repräsentieren die Buchstaben Aussagen über folgende Bereiche: S_1 , S_2 , S_3 und S_n stehen für Beschreibungen des psychischen Systems unter dynamischen, ökonomischen und strukturellen Aspekten - hierzu zählen also alle angeführten Dispositionen. D_2 , D_3 und D_n beschreiben die akzidentellen Ereignisse, die Einwirkungen der Umwelt. Das Endglied der Kette bildet hier nicht das Symptom, das erklärt werden soll, sondern die Beschreibung der psychischen Gesamtsituation, von der das Symptom nur ein Ausdruck ist. Wie bereits an früherer Stelle angeführt wurde, bestehen Symptome jeweils gleichzeitig mit dem Zustand des psychischen Systems, von dem sie sich ableiten lassen; in ihrer Erklärung werden alle Koexistenzgesetze angeführt. Das Schema von Hempel berücksichtigt jedoch nur Beziehungen zwischen Stadien eines Prozesses, und die Pfeile repräsentieren immer Sukzessionsgesetze. Das Schema impliziert, daß zwischen den Zuständen von S gesetzmäßige Übergänge bestehen, so daß das System auch ohne äußere Einwirkungen im Verlauf der Zeit bestimmte Änderungen aufweist. Die Wirkung entsprechender Entwicklungsgesetze läßt sich jedoch in der Psychologie nicht isoliert feststellen, da die Differenzierung des psychischen Systems immer Anstöße von der Außenwelt erhält.

Prototyp einer solchen Systemveränderung, an der äußere Einwirkungen maßgeblich beteiligt sind, ist gerade die frühe Identifikation, die zur Errichtung des Über-Ichs führt. Hier werden äußere Regeln und Normen zum Muster einer Strukturbildung. Der Einfluß äußerer Tatsachen und systemimmanenter ökonomischer und dynamischer Bedingungen läßt sich allerdings niemals ganz abtrennen, hier bestehen stets Interdependenzen. Deshalb ist Hempels Schema für psychoanalytische Erklärungen doch nicht ganz adäquat, entsteht hier doch der Eindruck, daß Dispositionen und akzidentelle Tatsachen unabhängig voneinander wirken. Die Beziehungen zwischen den Ausgangsdaten und der Conclusio dürften demnach nicht durch mehrere getrennte Pfeile repräsentiert werden, sondern durch Klammern. Gegenwärtig können Erklärungen dieser Art allerdings nur skizziert und nicht effektiv gegeben werden. Nur bestimmte Typen von Ursachen lassen sich präzisieren, die andern aber nur vage angeben, und die Gesetzmäßigkeiten der angeführten Zusammenhänge sind noch keineswegs nachgewiesen.

Hempel kritisiert, daß psychoanalytische Erklärungen - selbst unter der Voraussetzung, daß ihre ursprüngliche elliptische Form durch deterministische oder statistische Aussagen ergänzt wird - nur partiell sind, weil ein stärkerer Erklärungswert vorgetäuscht würde, als tatsächlich vorliege. Er meint damit, daß nicht die spezifische Teilklasse, in die der Sachverhalt fällt, erklärt wird, sondern ein weiterer Bereich. (Stegmüller 1970a S.108ff). Freud war diese Tatsache bekannt, und es lag nicht in seiner Absicht, etwas vorzutäuschen, vielmehr verwies er selbst darauf, daß vorläufig unter Umständen nur ein allgemeines Phänomen auf allgemeine Weise erklärt werden kann, während die Theorie hinsichtlich spezifischer Phänomene noch Lücken zeigt. So müssen allgemeine, auf die Wechselwirkung zwischen Dispositionen und Erlebnissen hinweisende Erklärungen der Neurosen spezifiziert werden, einerseits indem diese Variablen quantifiziert werden, und andererseits

indem die Triebansprüche qualitativ charakterisiert und die Lebensphasen, die für die Ätiologie von besonderer Bedeutung sind, genau angegeben werden (vgl. Freud XVII S.110).

5.2 Die lerntheoretische Erklärung

Der wesentliche Unterschied zwischen lerntheoretischer und psychoanalytischer Argumentationsweise besteht darin, daß die Psychoanalyse induktiv vorgeht, die Lerntheorie hingegen deduktiv. Während die Psychoanalytiker zunächst Beobachtungen sammeln und sie dann erst deuten, und nur sehr vorsichtig die Schritte der Erklärung suchen, gehen die Lerntheoretiker in der Regel den umgekehrten Weg. Sie stellen zunächst einmal Fundamentalgesetze auf, leiten davon spezielle Gesetze ab und konstruieren dann den Fall, den diese Gesetze erklären können. Das heißt, es werden nicht die Bedingungen untersucht, unter denen natürliche Erscheinungen vorkommen, sondern es werden Phänomene ausgesucht, die Hypothesen über mögliche Bedingungen belegen können.

Entsprechendes gilt auch für die Arbeiten zum Thema Identifikation. Vorrangiges Ziel der meisten Forscher scheint es gewesen zu sein, den Nachweis zu erbringen, daß sich auch Identifikationsverhalten unter Lernprinzipien subsumieren läßt, und zwar unter das von ihnen jeweils favorisierte Lerngesetz. Dabei zeigten sie eine bemerkenswerte Blindheit für Erfahrungsinhalte, die allerdings nicht nur durch den Wunsch nach Bestätigung ihrer eigenen Theorie bedingt war, sondern ebenso durch ihren wissenschaftstheoretischen Standpunkt, der ihnen eingab, daß nur streng-deduktive, nomologische Erklärungen korrekt sind. Ihr Formalismus schrieb ihnen vor, nur

Kausalgesetze zu berücksichtigen und sowohl Explanans wie auch Explanandum entsprechend zu formulieren. Syntaktische Gesichtspunkte bestimmten also von vornherein, welchen Charakter die Gesetze haben mußten, durch die Identifikation erklärt werden sollte: Sie müssen deterministisch sein und Ablaufcharakter haben. Deshalb können Sachverhalte, die dem Explanandum zeitlich nicht vorangehen, nicht in lerntheoretischen Erklärungen berücksichtigt werden; denn ihr Einfluß wäre durch Koexistenz- und nicht durch Sukzessionsgesetze zu erklären. Hierin liegt der Grund, daß es in lerntheoretischen Arbeiten keine dispositionellen Erklärungen gibt, und daß auch Identifikation nicht als Disposition behandelt werden kann, sondern nur als einzelne Aktivität oder als Prozess. Es kann auch niemals ein Schluß von dem gesamten psychischen System auf eine singuläre Tatsache gezogen werden; denn dieses wirkt genau zu dem Zeitpunkt auf dieses ein, zu dem sich ein Verhalten zeigt, und nicht zu einem früheren Termin. Lerntheoretische Erklärungen sind also vom Standpunkt der Psychoanalyse aus immer partiell: Sie erklären singuläre Tatsachen aufgrund anderer singulärer Tatsachen und mit Hilfe von Gesetzen, die Ableitungen von allgemeinen Prinzipien sind.

In den Anfängen lerntheoretischer Identifikationsforschung hatten die Erklärungen nicht einmal einen genetischen Charakter; es gab nur einfache Deduktionen. Erst als Identifikation als ein Prozess konzipiert wurde, der in mehrere Phasen fällt, wurde die Notwendigkeit offensichtlich, die Erklärung in mehrere Schritte zu zerlegen (Maccoby 1959 und 1961, Bandura 1968 und 1970). Die Erklärungen von Maccoby und Bandura lassen sich insofern als historisch-genetisch klassifizieren, als Erwerb und Manifestation des untersuchten Verhaltens auf verschiedene Bedingungen zurückgeführt werden, so daß kein direkter Schluß von der Ausgangskonstellation auf das Endglied der Ereigniskette möglich

ist. Bei jeder Stufe der Erklärung wird die Conclusio durch neue Daten ergänzt, die dann zusammen mit ihr die nächste Ableitung erlauben. Die Prämissen enthalten jeweils Aussagen über Außenweltreize und über vorangehende Aktivitäten der Person - über Wahrnehmungen, emotionale und kognitive Prozesse. Dabei werden bestimmte Voraussetzungen wie Bedürfnisse, Erfahrungen und Erwartungen berücksichtigt, die einen dispositionellen Charakter haben dürften, in lerntheoretischen Erklärungen aber nicht als Dispositionsprädikate angeführt werden. Die Erklärungen tragen nur dem Moment Rechnung, in dem sich die Voraussetzungen jeweils bilden, und sie beschreiben nicht die Art und Weise, in der sie während der Ausführung einer Handlung auf diese einwirken. Sie werden als Prozesse und nicht als Dispositionen eingeführt. Das bedeutet, daß auch in den jüngsten lerntheoretischen Identifikationskonzepten trotz ihrer wesentlich größeren Komplexität Gleichzeitiges nicht zu den Ursachen gezählt wird und kausale Erklärungen keine Koexistenzgesetze enthalten.

5.3 Teleologische Komponenten psychoanalytischer Erklärungen

Wenn es auch möglich ist, Freuds Erklärungen mit dem Schema exakter wissenschaftlicher Systematisierung in Einklang zu bringen, so bildet doch seine Argumentationsweise häufig Anlaß zu Mißverständnissen. Einige Ausführungen erscheinen seinen Kritikern in unzulässiger Weise teleologisch. Stegmüller machte Freud den Vorwurf, daß er bei funktionellen Betrachtungen unbewußten oder sogar somatischen Vorgängen Ziele und Zwecke unterstellt, um z.B. eine Symptombildung zu erklären (Stegmüller 1970a S.564f). Nach Stegmüller kann eine teleologische Erklärung niemals eine Alternative zu einer kausalen bilden; allenfalls kann eine teleologische Erklärung zugleich eine kausale sein. Dies ist immer dann der Fall, wenn die angeführten Ziele und Zwecke von einem bewußten Willen ge-

setzt werden (Stegmüller 1970a S.520f). Er stellt zu diesem Problem folgende Überlegungen an: "Teleologische Erklärungen sind nach einer früheren Charakteristik dadurch ausgezeichnet, daß als Antwort auf eine Warum-Frage nicht ein Weilsatz, sondern ein Um-zu-Satz geliefert wird. Die bekannteste und gebräuchlichste Klasse von Fällen, in denen wir diese Art von Antwort geben, liegt vor, wenn wir uns auf Intentionen menschlicher Wesen beziehen. Man sagt, daß das menschliche Handeln zielgeleitet sei. Damit ist gemeint, daß die menschlichen Handlungen zumindest vorwiegend bestimmt werden durch Gedanken, Wünsche und Entschlüsse, die auf die Zukunft gerichtet sind. Wir fassen alle diese Fälle unter den Begriff der zielbewußten Intention zusammen. Wo ein zielbewußtes Handeln vorliegt, ist ein gegenwärtiges Geschehen nicht durch zukünftige Ereignisse bestimmt, sondern durch Motive handelnder Personen, die mit diesem Geschehen parallel verlaufen oder ihm vorangehen. Bleibt man im Einklang mit dem normalen Sprachgebrauch, so kann von Zielen nur dort die Rede sein, wo Zielsetzungen vorgenommen werden. Dann aber sind teleologische Erklärungen, in denen man sich auf Ziele als Erklärungsinstanzen beruft, nur verschleierte Formen von kausalen Erklärungen. Teleologie in diesem Sinn ist Motivkausalität. Der Begriff der zielbewußten Intention gestattet es uns, die causa finalis als einen Spezialfall der causa efficiens zu deuten" (Stegmüller 1970a S.530f).

Man ver falle jedoch einem Mythos, führt Stegmüller weiter aus, wenn man von Zielen oder Zwecken rede, ohne daß "jemand da sei", der sie sich gesetzt habe (Stegmüller 1970a S. 522). Dies geschieht dann, wenn von Zielintendiertem Verhalten ein unzulässiger Analogieschluß auf zielgerichtetes Verhalten gezogen wird (Stegmüller 1970a S. 522). Wenn man organisches Geschehen damit erklären will, daß es zweckmäßig sei, so muß man nach Stegmüller einen unsichtbaren Geist im Organismus voraussetzen, der den Entwicklungs gang bestimmt (Stegmüller 1970a S.534). Dasselbe gilt,

wenn irrationales Verhalten wie zielintendiertes behandelt wird. Auch dieses könne nur durch den Nachweis zugrundeliegender empirischer Gesetzmäßigkeiten erklärt werden (Stegmüller 1970a S.538). Stegmüllers Vorwurf trifft Freud insofern, als in Freuds Überlegungen ohne Zweifel biologische Zwecksetzungen eine Rolle spielen¹⁾, und Freud bei der inhaltlichen Bestimmung von Trieben oder Motiven häufig so verfährt, als ob er zielsetzende Instanzen annimmt, auch wenn diese empirisch nicht nachzuweisen sind. Freud läßt es allerdings nicht bei funktionalistischen Betrachtungsweisen dieser Art bewenden, und Stegmüller übersieht, daß den finalen Sätzen, die er moniert, eine kausale Betrachtungsweise folgt (Freud XIV S.175, Stegmüller 1970a S.564f). Offensichtlich bedient sich Freud immer dann, wenn er pragmatische, auf nachvollziehbaren Sinn verweisende Erklärungen abgeben will, einer metaphorischen Sprache, die unter anderm psychische Instanzen bzw. Strukturen anthropomorphisiert und ihnen den Status von Personen gibt. Wieweit die Verwendung dieser Metaphern allerdings durch eine teleologische Grundauffassung des Seelenlebens bedingt ist, und wieweit sich Freud dieser Metaphern nur als rhetorischer Mittel bedient, ist nicht zu entscheiden. Freud nennt es eine "Ergänzung", wenn er anschließend an den Satz, in dem er Symptomen einen Zweck zuschreibt - nämlich die Bewahrung des Ichs vor Gefahr, feststellt, daß nicht etwa das Ziel, diese Gefahr abzuwenden Ursache der Symptombildung ist, sondern die dem Symptom vorausgehende Angst, mit der sich die Gefahrensituation ankündigt. Er schreibt: "Wir können auch ergänzend sagen, die Angstentwicklung leite die Symptombildung ein, ja sie sei eine notwendige Voraussetzung derselben".

- 1) Ein Beispiel dafür: "Und das mag - wiederum teleologisch gedacht - seinen Grund darin haben, daß die Durchsetzung des biologischen Ziels der Aggression des Mannes anvertraut und von der Zustimmung des Weibes einigermaßen unabhängig gemacht worden ist" (Freud XV S.141).

ben, denn wenn das Ich nicht durch die Angstentwicklung die Lust-Unlust-Instanz wachrütteln würde, bekäme es nicht die Macht, den im Es vorbereiteten, gefährdrohenden Vorgang aufzuhalten" (Freud XIV S.176). Die Vorgänge bei der Symptombildung lassen sich in folgenden kausalen Zusammenhang stellen:-

- ein Angstsignal wird entwickelt (als psychologische Repräsentanz eines somatischen Vorgang oder als Vorstellung, die reale Gefahr antizipiert)
- es folgt eine strukturelle Regulation der Erregung
- diese führt unter spezifischen Voraussetzungen zu einer Symptombildung, in der Energie gebunden wird, so daß die Erregung nachläßt und das Angstsignal verlöscht (vgl. Freud XIV S. 176).

Freud skizziert hier einen Vorgang, bei dem die psychologische Organisation ihren energetischen Zustand reguliert, allerdings nicht aufgrund angeborener physiologischer Mechanismen, sondern mit Hilfe erworbener Strukturen wie z.B. der Identifikation (vgl. Stegmüllers Ausführungen zur Selbstregulation 1970a S.584). Ein zwecksetzender Dämon braucht deshalb keineswegs hinter dieser Selbstregulation vermutet zu werden, vielmehr ist anzunehmen, daß sie aus dem Zwang zur Anpassung an die jeweils individuelle Umgebung zu erklären ist. Strukturen lassen sich also kausal erklären, und sie selbst sind konstante Voraussetzungen von Verhaltensweisen und Symptomen, doch die Art ihres Einflusses begünstigt eine finale Deutung ihrer Funktion; denn sie wirken wie formale Ansprüche an das Verhalten. An früherer Stelle wurde bereits ausgeführt, daß sie etwa wie Spielregeln das Verhalten leiten und nicht mit naturgesetzlicher Kausalität. Ihre Zweckmäßigkeit wird dabei vorausgesetzt, nicht weil Zwecke oder Mittel reflektiert worden wären, sondern weil bei der Entstehung der Strukturen eine geglückte Bewältigung ansteigender Erregung seinen Niederschlag fand. Die psychoanalytische Triebtheorie impliziert, daß es bestimmte elementare Ziele gibt, die nicht bewußt zu werden brauchen, damit sich der Organismus darauf einstellt

und ebenso die psychische Organisation. Es bleibt dabei allerdings die Frage offen, ob solche Ziele - wie z.B. das des Erregungsausgleichs - auf eine biologische Vorprogrammierung zurückzuführen sind, oder ob sie in jedem Fall - auch da, wo es noch keine Bewußtheit gibt - einer personalen, zielsetzenden Instanz zuzuschreiben sind. Damit verbunden ist die Frage, ob eine Erklärung eventuell ohne den Begriff des Motivs auskommen kann, oder ob sich darauf nicht verzichten läßt. Für Freud sind alle psychischen Prozesse motiviert, und er trifft hinsichtlich des logischen Status keine Unterscheidung zwischen bewußten und unbewußten Motiven; beide lassen sich wie zielbewußte Intentionen zugleich als causa finalis und als causa efficiens auffassen.

Dieser Sachverhalt veranlaßte Mac Intyre zu der Kritik, daß Freud unbewußte Motive in widersprüchlicher Weise zugleich als Ziele und als Ursachen anführt und dabei die Erkenntnis des Zieles mit der Angabe der Ursachen zu einer einzigen Erklärung verdichtete. Er schreibt: "Freuds gewöhnliche Konzeption des unbewußten Motivs umfaßt also sowohl die Ursache, die hinter dem neurotischen Zustand, der Zwangshandlung oder der hysterischen Lähmung steht, als auch das Ziel, das in diesen Verhaltensweisen liegt" (Mac Intyre 1968 S.94ff). Dieser für Mac Intyre verwirrende Sprachgebrauch wurzele in der therapeutischen Situation, in der ein Wechselspiel zwischen der richtigen Deutung von Motiven und Zielen und einer wirksamen Veränderung der psychischen Abläufe zu beobachten ist. Dies bedeute jedoch nicht, daß Motive Ursache des Verhaltens seien; als Ursachen kämen nur Erlebnisse in der Kindheit, Verdrängungen und die Aufhebungen von Verdrängungen in Betracht (Mac Intyre 1968 S.100ff). Es fragt sich jedoch, wie eine Erklärung sinnvoll sein kann, in der zwar Aussagen über Verdrängungen getroffen werden, diese Verdrängungen aber nicht weiter

begründet werden und ~~ander~~ auch nicht darauf eingegangen wird, was denn verdrängt wird, welche Motive davon betroffen werden. Hier wird eine wissenschaftstheoretische Auffassung ~~deutlich~~ wie sie sonst nicht in psychoanalytischen Schriften, sondern nur in lerntheoretischen Arbeiten vertreten wird. Mac Intyre's Kritik beruht darauf, daß es für ihn keine konstanten Bedingungen gibt, sondern nur solche mit Ereignis-Charakter. Deshalb lehnt er es ab, Motive den Ursachen zuzurechnen. Eine psychoanalytische Kausalerklärung ist aber ohne die Angabe der relevanten Motive nicht vollständig; denn mit den Motiven werden Aspekte des psychischen Systems beschrieben, das in einer Erklärung überhaupt nicht ausgelassen werden kann, ohne daß diese Erklärung aufhört, psychoanalytisch zu sein.

6. Überprüfung psychologischer Hypothesen

Die Methodenwahl bei der Überprüfung psychologischer Hypothesen ist durch die Struktur der Theorie, in der die Hypothese enthalten ist, schon weitgehend vorausbestimmt. Der wissenschaftstheoretische Standpunkt schreibt die Methodenwahl gewissem Maße vor. Andererseits ist die Theorie davon abhängig, mit welchen Methoden die Daten gewonnen wurden, die sie erklären will; denn von den Methoden hängt es ab, welcher Ausschnitt der Wirklichkeit untersucht wird. Rapaport zieht es in Zweifel, daß von den Untersuchungsmethoden unabhängige Informationen gefunden werden können, und er fragt: "In welchem Maße gibt eine Theorie, die auf Daten, die durch eine gegebene Methode gewonnen wurden, basiert, das Wesen der Daten selbst wieder, und in welchem Ausmaß gibt sie die Methode ~~der~~ Datengewinnung und ihre Begrenztheit wieder?" (Rapaport 1961 S.83).

Das bedeutet für die psychoanalytische Theorie, das bei ihrem Gehalt das sprachliche Ausgangsmaterial und das Verfahren der psychoanalytischen Hermeneutik zu bedenken sind, und nach Rapaport weiterhin die durch die Zweier-Gruppe Arzt-Patient bedingten und für den Forschungsprozess unerlässlichen Phänomene der Übertragung und des Widerstandes, sowie die Tatsache, daß primär pathologische Erscheinungen die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich lenkten (Rapaport 1961 S.82ff).

Für die Lerntheorie bedeutet das, die besonderen Bedingungen des Laboratoriums-Experiments zu berücksichtigen: die objektivierende anstatt kommunikative Beziehung zwischen Forscher und Teilnehmer, die Vorselektion der Variablen im Hinblick auf ihre Manipulierbarkeit sowie die Losgelöstheit der Situation aus dem übrigen Lebensrahmen. Daraus resultiert eine mangelnde Relevanz der Ereignisse im Laboratorium für die Teilnehmer an dem Experiment. Was vorfällt, ist für sie - verglichen mit den Umständen, die zu frühkindlicher Identifikation führen - nur von peripherer Bedeutung, und sie sind dementsprechend wenig affektiv beteiligt. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier künstlich erzeugte Phänomene untersucht werden, deren Modellcharakter für natürliche Erscheinungen zweifelhaft ist. Deshalb ist Rapaports Frage berechtigt, "...bis zu welchem Maße sind die 'Gesetze des Lernens' der verschiedenen akademischen Theorien Gesetze der menschlichen Natur, und in welchem Ausmaße sind sie Artefakte der von Assoziationalisten und Konditionierern zu ihrer 'Feststellung' verwendeten Methoden?" (Rapaport 1961 S. 84).

Rapaport will allerdings eine Übertragbarkeit von Laboratoriumsbefunden auf Verhalten unter natürlichen Voraussetzungen nicht völlig ausschließen. Er sieht es nur als notwendig an, die Beziehungen zwischen natürlichen und künstlichen Phänomenen zu untersuchen und Regeln aufzustellen, die eine Generalisierung experimenteller Ergebnisse erlauben (Rapaport 1961 S.142f). Er schlägt vor,

spezifische Interferenzregeln zu entwickeln, die die Beziehungen zwischen den Daten aus der teilnehmenden Beobachtung in der Therapie, der direkten Beobachtung im täglichen Leben und in der Laboratoriumssituation herstellen (Rapaport 1961 S. 143)

Ein weiteres Problem von grundsätzlicher Bedeutung besteht darin, ob sich einzelne Theoreme gesondert überprüfen lassen, oder ob es aufgrund der Interdependenzen zwischen den Begriffen der Theorien notwendig ist, die Theorien als Ganzes zu überprüfen. Das bedeutet: Kann ein Konzept der Identifikation geprüft werden, ohne daß die Gültigkeit der gesamten Theorie, in deren Rahmen es entwickelt wurde, festgestellt worden ist? Ausschlaggebend ist hier, wie der Begriff der Identifikation aufzufassen ist: Läßt sich seine Bedeutung völlig durch eine Definition in beschreibenden Begriffen erfassen, dann müßte es möglich sein, diesbezügliche Hypothesen unabhängig von der gesamten Theorie zu überprüfen. Ist hingegen gegen die Angabe theoretischer Prinzipien zu seiner Charakterisierung unentbehrlich, so ist die Überprüfung isolierter Theoreme kaum durchführbar. Es lassen sich jedoch bei theoretischen Begriffen in dieser Hinsicht zwei unterschiedliche wissenschaftstheoretische Standpunkte vertreten: Hempel vertritt die Auffassung, daß die Einführung der Zweistufentheorie, d.h. die Trennung zwischen theoretischer und Beobachtungssprache, die Grenze zwischen Erfahrungswissenschaft und Metaphysik verwischt hat, und daß deshalb die Frage der empirischen Sinnhaftigkeit nicht mehr für einzelne Begriffe oder Aussagen einer Sprache aufgeworfen werden kann, sondern nur noch für ganze interpretierte Theorien. Außerdem seien empirisch sinnvolle Systeme nicht mehr scharf von empirisch sinnlosen Systemen zu unterscheiden; vielmehr gebe es hinsichtlich der Überprüfbarkeit von Systemen nur graduelle Unterschiede (Stegmüller 1970a S.294).

Carnap hält hingegen eine scharfe Trennung zwischen sinnvollen und sinnlosen Systemen für möglich und gibt sogar ein Kriterium für die Prüfung der empirischen Signifikanz einzelner Terme an: das der prognostischen Relevanz. Hier nach kann ein theoretischer Begriff dann als empirisch gehaltvoll betrachtet werden, wenn eine Hypothese über ihn "einen Unterschied in der Vorhersage eines beobachtbaren Ereignisses ausmacht" oder - in der Formulierung Stegmüllers - "wenn mittels der diesen Term enthaltenden Annahme Ereignisse prognostiziert werden können, die sich ohne eine diesen Term verwendende Annahme nicht vorhersagen lassen"; denn "auch nur teilweise deutbare theoretische Terme eines erfahrungswissenschaftlichen Systems ermöglichen doch Voraussagen im Bereich des Beobachtbaren, die ohne ihre Hilfe nicht zustande gekommen wären" (Stegmüller 1970b S.295f und 320f). Im Hinblick auf den psychoanalytischen Identifikationsbegriff bedeutet dies, daß man dann, wenn man annimmt, daß bei einer Person eine Identifikation vorliegt, unter bestimmten weiteren Voraussetzungen charakteristische Reaktionsweisen vorhersagen können muß. Dies bezieht sich allerdings nur auf einen Aspekt des Identifikationskonzepts. Es gibt darüber hinaus Aussagen über Identifikation, die nur Vorhersagen erlauben, die ebenso in theoretischer Sprache abgefaßt sind und sich also nicht empirisch kontrollieren lassen. Die prognostische Relevanz kann deshalb nur für Teile des Konzepts nachgewiesen werden. Dies birgt aber die Gefahr einer Begriffs-Reduktion auf die nachweisbare Komponente in sich und führt zu Arbeiten wie denen von Sears, die sich zwar thematisch auf den psychoanalytischen Identifikationsbegriff beziehen, diesen aber unvollständig interpretieren. Deshalb fragt sich, ob Hempels Standpunkt nicht doch zu bevorzugen ist. Auch Mac Intyre vertritt die Auffassung, daß sich Freuds theoretische Schlüsselbegriffe jeder nur mit Hilfe des andern verstehen lassen, und er

fordert deshalb "eine Rechtfertigung im Ganzen" (Mac Intyre 1968 S.44). Lorenzer ist der gleichen Auffassung, weist aber darauf hin, daß "eine solche Untersuchung nicht ausschließ= lich 'innerhalb' der psychoanalytischen Theorie abgehandelt werden" darf (Lorenzer 1970a S.12). Unabhängige Bestätigun= gen sind nötig, damit die Gefahr von Zirkelschlüssen aus= geschaltet wird (Lorenzer 1970a S.12). Er warnt jedoch in diesem Zusammenhang davor, daß die Psychoanalytiker den logischen Status der eigenen Wissenschaft falsch ein= schätzen und sich den methodologischen Maximen des Be= haviorismus unterwerfen. (Er hält die psychoanalytische Praxis für genügend unabhängig von der Theorie, um in ihr eine Grundlage für die Überprüfung des theoretischen Systems zu sehen (Lorenzer 1970a S. 12).

Hypothesen gelten im allgemeinen dann als bestätigt, wenn die mit ihrer Hilfe vorhergesagten Ereignisse tatsächlich eintreffen. Das Argument einer Erklärung muß auch die Vor= hersage des Ereignisses erlauben, das in der Erklärung das Explanandum bildet. Voraussagen sind aber nur in streng deterministischen Systemen generell möglich, und zwar, weil nur in ihnen dann, wenn ein Zustand des Systems bekannt ist und die Randbedingungen konstant bleiben, für jeden beliebigen Zeitpunkt der Zustand des Systems im voraus beschrieben werden kann. In partiell oder total indeterministischen Systemen sind Voraussagen aber nicht generell möglich. (Stegmüller 1970a S.218f). Daraus folgt, daß die Möglichkeit der Prognose auch Auskunft darüber gibt, ob ein System deterministisch ist oder nicht. Allerdings muß hierbei bedacht werden, daß eine Vorhersage unter Umstän= den nur deshalb nicht möglich ist, weil der Ausgangszustand nicht genau beschrieben werden kann. In diesem Fall wird der deterministische Charakter des Systems nicht in Frage gestellt (Stegmüller 1970a S.453).

Die psychoanalytische Theorie wurde bekanntlich von Freud als deterministische Theorie konzipiert (Freud IV S.282).

Er formulierte aber nie Prognosen hinsichtlich zukünftigen Verhaltens, um auf diese Weise seine Annahmen zu beweisen. Eine Ausnahme bilden nur die Vorhersagen therapeutischen Erfolges. Die Unmöglichkeit, innerhalb eines psychoanalytischen Bezugsrahmens generell zukünftiges Verhalten vorauszusagen, hat mehrere Gründe:

- Der Ausgangspunkt läßt sich nicht genau genug beschreiben, da über die hypothetisch angenommenen Entitäten und Verhältnisse keine Daten vorliegen, und insbesondere ist die von Freud angestrebte quantitative Bestimmung der Besetzung nicht möglich

- Neue, unvorhergesehene Ereignisse üben einen Einfluß auf zukünftiges Verhalten aus. Deshalb ist eine logische Ableitung von einem bestimmten Systemzustand auf einen späteren ausgeschlossen.

- Möglicherweise sind die Regelmäßigkeiten des Verhaltens nicht deterministisch, sondern statistischer Art.

Der letzte Gesichtspunkt schließt allerdings Voraussagen nicht aus, sondern er zwingt nur dazu, mit dem Eintreten mehrerer Möglichkeiten zu rechnen, und den Wahrscheinlichkeitsindex anzugeben, mit dem das Eintreten eines jeden Phänomens aufgrund der Prämissen, in denen die statistischen Gesetze angeführt werden, zu erwarten ist. Stegmüller hält es selbst dann für sinnvoll, von Prognose zu sprechen, wenn eine probabilistische Gleichverteilung vorausgesagt wird, und zwar deshalb, weil für ihn eine Voraussage schon dann wissenschaftlich ist, wenn sie aufgrund des verfügbaren Wissens die schärfste Information über "das gibt, was an einer bestimmten Stelle zu einer bestimmten Zeit stattfinden wird" (Stegmüller 1970a S.236 und 656). Die Situation, in der sich der Psychologe bei der Voraussage komplexer Phänomene befindet, ist damit ungefähr getroffen. Hier sind zwar nicht klare Alternativen des Verhaltens bei identischen Voraussetzungen zu erwarten, vielmehr lassen sich die voraussichtlichen Phänomene nicht eindeutig genug im Voraus

charakterisieren, da sich der Einfluß der einzelnen Determinanten nicht ganz abschätzen läßt. Voraussagen läßt sich damit nur eine "systematische Variation" (Lewin, zit. bei Rapaport 1961 S.72). Selbst wenn die wesentlichen akzidentellen Daten bekannt oder manipulierbar sind - wie in der Therapie das Vorgehen des Analytikers - läßt sich zukünftiges Verhalten nicht ganz vorherbestimmen, da sich die sozialen Einflüsse, die Freud für die eigentlichen Kausalfaktoren hielt (XI S.452), nicht feststellen lassen. Hier ist ein Gebiet, das mit psychoanalytischen Methoden nicht direkt beeinflusst werden kann; die Prognose von Behandlungserfolgen kann ~~sich~~ auf der Veränderung von Strukturen als Niederschlägen sozio-kultureller Erfahrungen beruhen.

Anders liegt der Fall bei der Lerntheorie. Der streng axiomatische Aufbau und die Beschränkung auf Variablen, deren Bedeutung sich in der Sprache der Beobachtung ausdrücken läßt, bilden eine Voraussetzung für systematische Prognosen. Hier läßt sich das Argument einer Erklärung für Voraussagezwecke benutzen, wenn die Richtigkeit der Erklärung überprüft werden soll. Die Antecedenzbedingungen sind genau bestimmbar, und alle hinzukommenden Ereignisse werden manipuliert. Die subjektiven Faktoren, die die psychoanalytische Theorie mit ihren theoretischen Begriffen zu erfassen sucht, werden hier allerdings so weitgehend außer acht gelassen, daß auch die Lerntheorie Ereignisse, die für das Leben eines Menschen von Bedeutung sind, nicht voraussagen kann, sondern nur experimentelle Ergebnisse unter selbstgesetzten Bedingungen.

6.1 Zur Methodenwahl

Es wurde bereits auf die Interdependenz zwischen Theorie und Methode hingewiesen. Es besteht die Frage, ob eine Theorie auch mit andern Methoden überprüft werden kann

als denen, die zur Bildung ihrer Hypothesen führten, und speziell bei der psychoanalytischen Theorie stellt sich die Frage, ob für die Überprüfung nicht andere Methoden erforderlich sind als die der Hypothesenbildung - d.h. andere als die der analytischen Praxis. Für Freud bildeten die Anwendungen der Analyse immer zugleich auch Bestätigungen der analytischen Theorie (XV, S.157). Der Erfolg der Therapie bildet nach dieser Auffassung die gewisseste Bestätigung der psychoanalytischen Theoreme. Wenn man es nicht vorzieht, systematische empirische Untersuchungen durchzuführen und die psychoanalytischen Kategorien entsprechend zu reformulieren, ist es jedoch zumindest notwendig, die Forschung gegen subjektive Einflüsse auf die Interpretation der Beobachtungen abzusichern. Hier ist zunächst einmal - wie bei jedem auf teilnehmender Beobachtung basierendem Forschungsprozess - das Problem zu erwähnen, daß der Forscher in einer Doppelrolle als Handelnder und als Beobachtender ist und sich jederzeit über die Bedeutung seines eigenen Handelns für den Gegenstand seiner Untersuchung im Klaren sein muß. Er muß in weit stärkerem Maße als der Experimentator den Einfluß seiner eigenen Persönlichkeit erkennen und berücksichtigen können. Er hat abzuschätzen, wie weit das Verhalten des Patienten in der psychoanalytischen Kommunikation von ihm selbst bewirkt wurde, und wie weit in die Deutungen dieses Verhaltens - des Sprechens und Agierens - eigene Projektionen eingehen. Lorenzer vertritt deshalb die Auffassung, daß nur ein Erfahrungs- und Erkenntnisaustausch der Analytiker die Gefahr subjektiver Fehldeutungen eliminieren kann. Er schreibt: "Es kann nicht damit getan sein, das eigene subjektive Vorgehen naiv vorzuweisen - mit all den unvermeidlichen Fehlschlüssen, denen eine gegenseitige Beeinflussung von Handeln und Selbstinterpretation des Handelnden ausgesetzt ist. Die Interpretation der Praxis muß vielmehr eines breiten Konsensus sich versichern. Die Interpretation

der eigenen praktischen Erfahrung als Psychoanalytiker kann nicht für sich allein artikuliert werden, ohne in weitem Umfang die Interpretation anderer Analytiker in detail heranzuziehen" (Lorenzer 1970a S.12f). Rapaport weist auf die Gefahr hin, daß "auf dem Wege der Deutung" Bestätigungen in die Theorie eingeschmuggelt werden (Rapaport 1961 S. 116). Solange es keine Regeln für die Deutung der analytischen Erfahrungen gibt und die Beziehungen zwischen Beobachtungen und Theorie ungeklärt sind, ist die Beweiskraft klinischen Materials fraglich. "Das umfassende klinische Beweismaterial, das im Sinne der inneren Folgerichtigkeit des Systems entscheidend erscheint, kann im Sinne der üblichen Kriterien der Wissenschaft nicht als ausschlaggebend angesehen werden, da es keine festgesetzte Regel für die Deutung klinischer Beobachtungen gibt" (Rapaport 1961 S.118).

Damit ist das Problem der Korrespondenzregeln angesprochen, die generell eine Beziehung zwischen theoretischen Begriffen und Beobachtungen herstellen. Das heißt, es müssen - soweit sich die theoretischen Begriffe empirisch interpretieren lassen - die hinreichenden und notwendigen Bedingungen festgelegt werden, die ein Operieren mit diesen Begriffen erlauben. Die Zuordnungsregeln lassen sich für psychoanalytische Begriffe nur aufgrund der therapeutischen Erfahrungen aufstellen; denn wie bereits ausgeführt wurde, bestehen keine eindeutigen Beziehungen zwischen den Äußerungen und Symptomen des Patienten und den entsprechenden Dispositionen, und nur die spezifische psychoanalytische Hermeneutik kann hier Aufschluß bringen. Nur falls sich einmal allgemeingültige Zuordnungsregeln aufstellen lassen, kann bei der Überprüfung vielleicht ein anderer Weg beschritten werden als bei der Hypothesenbildung; der lange Weg über die Einzelanalyse läßt sich dann möglicherweise abkürzen, indem systematische Beobachtungen und Explorationen ange stellt werden, die weniger auf eine individuelle Lebensgeschichte und mehr auf ein bestimmtes Theorem konzentriert

sind. Bestimmte Zusammenhänge zwischen Umwelteinflüssen und Strukturbildung sowie zwischen Strukturen und Verhaltensweisen, die aufgrund analytischer Erfahrung angenommen werden müssen, ließen sich auf diese Weise auf breiter Basis direkt überprüfen.

Freud wies darauf hin, daß psychologische Rekonstruktionen aufgrund der Analyse Erwachsener durch Kinderanalysen bestätigt worden sind (XV S. 159). Stichhaltiger noch erscheinen allerdings direkte Beobachtungen des Verhaltens von Kindern und ihren Bezugspersonen. Rapaport vermerkt hierzu: "In allerletzter Zeit wurde immer deutlicher, daß nur mit Hilfe direkter Untersuchungen des Säuglings- und Kleinkindverhaltens die postdiktiven Rekonstruktionen dieser Lebensphasen durch die analytische Theorie unabhängig bestätigt werden können" (Rapaport 1961 S.20). Dabei ist allerdings darauf zu achten, daß nicht die Aussagen, die überprüft werden sollen, auf jene Aspekte reduziert werden, die sich leicht zu Symptomsätzen in Beziehung bringen lassen, während die Bedeutungen, die nur in den Beziehungen zwischen den theoretischen Begriffen enthalten sind, verloren gehen. Beobachtungen werden wahrscheinlich immer nur teilweise die Überprüfung psychoanalytischer Erklärungen ermöglichen,; denn bestimmte Zusammenhänge sind grundsätzlich nur im Kommunikationszusammenhang zu erschließen.

Eine weitere methodische Alternative bildet das Experiment. Es setzt eine präzise Definition der Variablen und einen axiomatischen Aufbau der Theorie voraus, damit eine deduktiv nomologische Ableitung auf den konkreten Fall, der unter Laboratoriumsbedingungen getestet werden soll, möglich ist. Es hängt damit weitgehend von der Struktur der Theorie ab, ob ihre Aussagen mittels Experimenten überprüft werden können. Eine weitere Voraussetzung besteht darin, daß der Gegenstand einen experimentellen Zugriff erlaubt. Wie bereits erwähnt, bestimmt der wissenschafts=

theoretische Standpunkt des Forschers sowie die daraus resultierende Methodenwahl, welche Aspekte des Gegenstandes von Forschung und Theorie überhaupt thematisiert werden.

Die Lerntheorie bietet die Voraussetzungen für experimentelle Überprüfung. Der Aufbau der Theorie erlaubt es, die Argumente der Erklärung im Laboratorium prognostisch zu verwenden. Die relevanten lerntheoretischen Variablen der Identifikation lassen sich isolieren und aufgrund ihrer operationalen Definition in Versuchsbedingungen übersetzen. Variablen, die sich nicht in Aussagen über Beobachtbares übersetzen lassen, werden von der Theorie nicht berücksichtigt. Überprüft wird immer - wenn auch unter variablen Bedingungen - der Einfluß des Verhaltens eines vom Versuchsleiter eingesetzten Modells auf die Reaktionsweisen der Versuchspersonen. Während dabei in den früheren Experimenten Situationen geschaffen werden, in denen die Imitation unmittelbar auf das beobachtete Verhalten folgte (da die Vermittlung durch kognitive Prozesse damals von den Verhaltensforschern noch negiert wurde), werden die gegenwärtigen Experimente von Bandura - seiner Revision der Theorie gemäß - in zwei Abschnitten durchgeführt: In der ersten Phase beobachten die Versuchsteilnehmer unter alternativen Voraussetzungen das Verhalten eines realen Modells oder eines Leinwandakteurs. In der zweiten Phase wird eine Imitation dieses Verhaltens provoziert, wobei untersucht wird, welchen Einfluß die verschiedenen Voraussetzungen der Verhaltensdarbietung und -reproduktion haben. Es wird hier nicht unbedingt eine genaue Kopie des Verhaltens erwartet, sondern es werden auch analoge Reaktionen, die nur in der Grundtendenz dem Verhalten des Modells entsprechen, als Identifikation klassifiziert.

Daneben gibt es eine Reihe von Experimenten, bei denen physiologische Korrelate der Identifikation überprüft

wurden, an denen der Grad des Miterlebens und der emotionalen Beteiligung gemessen werden kann. Als Indizien gelten in diesem Zusammenhang z.B. der galvanische Hautwiderstand (Bandura und Walters 1963 S.83) und die Herzschlagfrequenzrate (Kagan und Philipps 1964 S.442ff).

Zur Überprüfung psychoanalytischer Aussagen ist das Experiment nicht geeignet; es sind ihm zu enge Grenzen gesetzt. Die psychoanalytische Theorie ist keineswegs auf eine experimentelle Überprüfung zugeschnitten. Zunächst einmal ist sie - ungeachtet des Freud'schen Postulats eines durchgehenden seelischen Determinismus - nicht deduktiv aufgebaut. Das bedeutet, daß sich keine experimentellen Ergebnisse voraussagen lassen, deren Eintreffen als Bestätigung von Hypothesen angesehen werden könnte. Außerdem ist die Theorie - gegenwärtig noch oder grundsätzlich zu global; sie erlaubt keine genaue Spezifizierung für den konkreten Fall. Der Theorie nach sind bei der Entstehung jedes Phänomens dieselben Variablen beteiligt und nur die Proportionen ihres Einflusses unterschiedlich. Eine Möglichkeit komparativer oder quantitativer Beschreibung besteht jedoch nicht; in dieser Hinsicht sind nur Schlußfolgerungen möglich.

Ein Teil der erwähnten Hindernisse für eine Überprüfung psychoanalytischer Aussagen im Experiment läßt sich vielleicht durch eine Weiterentwicklung der Theorie überwinden, ein Einwand wird allerdings nie zu beseitigen sein: Nach Freud ist das Reale unerkennbar und nur durch theoretische Begriffe zu kennzeichnen (XVII S.80 und 127). Die psychoanalytischen Prinzipien können deshalb nur theoretischer und nicht empirischer Art sein, und daraus folgt, daß keine Ableitung von allgemeinen Gesetzen auf den konkreten Fall möglich ist, sondern kompliziertere Operationen erforderlich sind. Eine Erklärung mittels theoretischer Prinzipien ist nach Stegmüller methodisch

in zwei Schritte zu zerlegen: Zunächst müssen aus den theoretischen Grundgesetzen empirische Gesetze gewonnen werden. Dies kann nicht auf dem Wege der Ableitung geschehen, da Ableitungen nur zwischen Sätzen der gleichen Sprache möglich sind nicht hingegen von Sätzen, die theoretische Begriffe enthalten, auf Sätze der Beobachtungssprache. Es muß daher der Weg über Korrespondenzregeln genommen werden, und daraus folgt, daß die Gewinnung empirischer Gesetze aus theoretischen indirekt und approximativ sein muß (Stegmüller 1970a S.95f). In einem zweiten Schritt wird dann ein bestimmtes Ereignis oder Phänomen mittels dieser empirischen Gesetze erklärt (Stegmüller 1970a S. 96).

Das bedeutet, daß sich Identifikationsphänomene auf diese Weise mittels empirischer Gesetze erklären ließen, in denen der Begriff Identifikation nicht mehr vorkäme. In den Prämissen müßten vielmehr die notwendigen und hinreichenden Bedingungen einer Identifikation angeführt werden, die sich in deskriptiven Begriffen ausdrücken lassen. Die Identifikation selbst kann allerdings, wenn man davon ausgeht, daß sie nur in der theoretischen Sprache erfaßt werden kann und nicht operational zu definieren ist, nur durch theoretische Prinzipien erklärt werden. Empirische Aussagen lassen sich allenfalls über die Beziehungen zwischen den Symptomen, die als Indikatoren der Identifikation angesehen werden, und den Phänomenen, die durch Zuordnungsregeln mit den theoretischen Begriffen verbunden sind, die bei der Erklärung der Identifikation eine Rolle spielen, herstellen. Daraus folgt allerdings, daß eine Aussage über Identifikation niemals isoliert empirisch getestet werden kann (vgl. Stegmüller 1970a S. 405), da die Existenz einer Identifikation nur durch eine Reihe von Untersuchungen nachzuweisen ist. Es müssen jeweils mehrere symptomatische Erscheinungen festgestellt werden; denn das Vorkommen eines einzigen Symptoms kann nicht als hinreichend angesehen werden.

Noch schwieriger ist es, die Bedingungen einer Identifikation empirisch nachzuweisen. Hier lassen sich nur die akzidentellen Tatsachen in Sätzen der Beobachtungssprache beschreiben, nicht hingegen die Aussagen über den Zustand des psychischen Systems und über vorangehende psychische Prozesse. Am ehesten lassen sich vielleicht noch die strukturellen Determinanten durch Zuordnungsregeln zu beobachtbaren Phänomenen in Beziehung setzen. Dynamische und ökonomische Verhältnisse sind auf diese Weise kaum zu erfassen - möglicherweise lassen sich qualitative Indikatoren für die Wirksamkeit einzelner Partialtriebe festlegen, ein Weg zu quantitativen Maßen ist aber - wie bereits mehrfach erwähnt - nicht sichtbar.

Die in theoretischen Begriffen erfaßten Variablen, die Bestandteil der Persönlichkeit sind, können allerdings unter normalen experimentellen Voraussetzungen nicht manipuliert werden; sie müssen als unabhängig vorausgesetzt werden. Das bedeutet, daß die Versuchsteilnehmer jeweils aufgrund vorherbestimmter Merkmale ausgewählt werden müssen, die für das Vorliegen der entsprechenden Variablen bürgen sollen. Aber kein Anzeichen, das auf das Vorhandensein der gewünschten Determinante hindeutet, kann garantieren, daß diese Determinante während des Experiments tatsächlich dominant bleibt. Sowohl situative wie auch somatische Faktoren können die Relation zwischen den Determinanten jederzeit unbemerkt beeinflussen. Wie Rapaport vermerkt, kann insbesondere die Reduktion des Verhaltens "auf Laboratoriums-Maßstäbe" die "hierarchische Position der untersuchten Erscheinung oder Beziehung" verändern (Rapaport 1961 S.142f). Es müssen deshalb bei jeder Untersuchung alle Determinanten kontrolliert werden (Rapaport 1961 S72). Wird eine Determinante vernachlässigt, so bedeutet dies, daß ein bestimmtes Phänomen nicht unter allen relevanten Aspekten untersucht wird und damit nur teilweise erfaßt werden kann (Rapaport 1961 S. 77).

Die systemimmanenten, konstanten Faktoren des Verhaltens lassen sich also weder manipulieren noch mit Sicherheit voraussetzen. Inszenierbar sind unter den Antecedenzbedingungen nur die akzidentellen Ereignisse als auslösende Faktoren. Es dürfen davon allerdings nur singuläre Verhaltensweisen betroffen werden und keine Strukturprozesse. Dies wäre möglich, wenn Ereignisse mit besonderer affektiver Bedeutung inszeniert würden; aus ethischen Gründen muß dies aber abgelehnt werden; denn es würde einen Eingriff in die Persönlichkeit bedeuten, der nur in therapeutischer Absicht zu verantworten ist. Ausgeschlossen ist es jedoch, daß man zur Überprüfung wissenschaftlicher Hypothesen bei einem Individuum Veränderungen induziert, die nicht zu seinem Vorteil sind. Die Auswahl testbarer Hypothesen ist damit von vornherein eingeschränkt. Wenn man weiterhin bedenkt, daß sich Strukturen der Theorie gemäß sehr langsam bilden und verändern - es sei denn, sie unterliegen traumatischen Einwirkungen - dann erscheint es ausgeschlossen, in der herkömmlichen Form des Experiments bemerkenswerte Resultate zu erzielen.

Es bleibt also festzuhalten, daß sich psychoanalytische Theoreme unter experimentellen Bedingungen nur in einer Hinsicht überprüfen lassen: der Beziehung zwischen hypothetisch angenommenen Systemzuständen und den dafür symptomatischen Erscheinungen. Strukturbildungsprozesse bedürfen jedoch einer Langzeituntersuchung entweder während einer Therapie oder unter systematisch beobachteten natürlichen Umständen. Das bedeutet für die Erforschung der Identifikation, daß im Laboratorium zwar der Nachweis erbracht werden kann, daß eine Identifikation besteht, nicht aber, wie sie entsteht.

An dieser Stelle ist zu prüfen, inwieweit bisher vorliegendes experimentelles Material zur Überprüfung psychoanalyti-

scher Aussagen beiträgt. Es muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß Freud selbst keine Einwände gegen experimentelle Bestätigungen hatte. Die Hypnose-Experimente von Schrötter wurden von ihm positiv aufgenommen (Freud XV S.23). Diese hatten allerdings nur phänomenologische Bedeutung: Sie erbrachten den Nachweis für das Vorliegen unbewußter Intentionen, lieferten jedoch kein Material zur Erklärung der Zusammenhänge.

Wie an früherer Stelle schon angeführt, gibt es eine Reihe lerntheoretischer Experimente, die den Anspruch erheben, mittels empirischer Gesetze von Freud beschriebene Phänomene zu erklären. Sie versuchen dabei aber in der Regel, ihre eigenen Prinzipien anzuwenden, und sie bemühen sich nicht, die theoretischen Gesetzesannahmen der Psychoanalytiker in empirische Gesetze zu transformieren. Deswegen haben ihre experimentellen Ergebnisse nur einen sehr begrenzten Wert als Beweismaterial für psychoanalytische Hypothesen; es lassen sich hier allenfalls phänomenologische Analogien aufzeichnen. In jedem einzelnen Fall ist zu klären, ob die zugrundeliegenden Begriffe identische Bedeutung haben, welchen logischen Status sie innerhalb ihres theoretischen Bezugsrahmens haben und zu welchen theoretischen Begriffen und Prinzipien sie sich in Verbindung bringen lassen.

Für Rapaport ist der größte Teil des experimentellen Beweismaterials hinsichtlich der Bestätigung psychoanalytischer Theoreme wertlos, und zwar deshalb, weil die überprüften Aussagen aus ihrem theoretischen Zusammenhang gerissen wurden. Er schreibt: "Die überwältigende Mehrzahl der Experimente, deren Aufgabe es sein sollte, psychoanalytische Lehrsätze zu testen, verraten einen schreienden Mangel von Interesse an der Bedeutung der von ihnen einer Prüfung unterzogenen Lehrsätze innerhalb der Theorie der Psychoanalyse. Auf diese Weise haben die meisten ganz entschieden nicht gemessen, was sie zu messen vorgaben;

was die andern anbelangt, so bleibt unklar, ob sie es getan haben oder nicht" (Rapaport 1961 S.118). Er kommt zu dem Schluß, daß der größte Teil des Beweismaterials, das nach den "üblichen Kriterien psychologischer Experimente" positiv bewertet wird, aus psychoanalytischer Sicht nicht als ausschlaggebend angesehen werden kann, da bei den meisten Experimenten die Begriffe nicht der Theorie gemäß interpretiert wurden (Rapaport 1961 S.118).

Man kann kaum von Übereinstimmungen und Widersprüchen zwischen psychoanalytischen und lerntheoretischen Ergebnissen sprechen, sondern nur von größerer und geringerer Korrespondenz, wobei jeweils berücksichtigt werden muß, in welchem Maße Unterschiede in der Konzeption des Begriffes bestehen. Wenn man davon ausgeht, daß Psychoanalytiker und Lerntheoretiker grundsätzlich an der Erforschung desselben Phänomens interessiert waren, so kann doch nicht außer Acht gelassen werden, daß sie sich ganz verschiedenen Aspekten und Erscheinungsformen der Identifikation zuwandten, und daß die lerntheoretische Interpretation psychoanalytischer Gedanken oft zu Mißverständnissen Anlaß bot. Ein Beispiel dafür bildet die Annahme einiger Lerntheoretiker, daß die von Freud beschriebene Identifikation auf dem generalisierten Motiv beruhe, wie eine andere Person zu werden. Das führte zu einer für die Psychoanalyse irrelevanten Diskussion zwischen Forschern, die nur die Übernahme spezifischer Verhaltensweisen feststellen konnten, und anderen, die generalisierte Nachahmungen fremder Personen nachweisen wollten. Es werden jedoch bei Freud immer nur spezifische Aspekte von Beziehungspersonen introjiziert, und zwar jene, die bei den Interaktionen von größter Bedeutung sind und als komplementär zu spezifischen Selbstrepräsentanzen erlebt werden. Hier versuchten also einige Lerntheoretiker, eine psychoanalytische Aussage zu prüfen, die nie getroffen worden war.

Die gesamte Diskussion um die Lernprinzipien, die bei der Bildung der Identifikation möglicherweise eine Rolle spielen, ist für die psychoanalytische Theorie unerheblich, und die Ergebnisse aller Experimente, die nur die Wirksamkeit spezifischer Lerngesetze nachweisen sollten, lassen sich kaum zu psychoanalytischen Aussagen in Beziehung setzen. Dies gilt vor allem für die Experimente in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Seit sich allerdings die Auffassung durchzusetzen beginnt, daß das Kontiguitäts- und das Verstärkungsprinzip im Prozess der Identifikation zusammenwirken, gibt es eine zunehmende Zahl von Experimenten, die sich weniger mit den Lernprinzipien und mehr mit den spezifischen Ausgangsbedingungen und ihren Konsequenzen für das Verhalten befassen. Diese könnten für die psychoanalytische Theorie von Relevanz sein, wenn sich Experimente dieser Art als heuristische Idealisierungen betrachten ließen. Wieweit die Voraussetzungen hierfür gegeben sind, bedarf einer eigenen Prüfung und der Kenntnis der bevorstehenden Forschungsprogramme der experimentellen Psychologen. Ließe sich nachweisen, daß die von Freud beschriebenen Identifikationsphänomene extreme Varianten desselben Verhaltens sind, das Bandura in seinen relativ einfachen Modellen beschreibt, so könnten die Ergebnisse beider Forschungsrichtungen als gegenseitige Ergänzungen betrachtet werden. Es ist in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hinzuweisen, daß der Konflikt zwischen Psychoanalyse und Lerntheorie nicht darin besteht, daß beide Richtungen hinsichtlich derselben Probleme unterschiedliche Positionen beziehen, sondern daß beide grundverschiedene Fragen stellen. Die psychoanalytische Forschung hat nicht untersucht, welche Gesetzmäßigkeiten bei der Strukturbildung eine Rolle spielen. Sie befaßte sich immer nur mit den vorausgehenden Situationen. Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß hier Überlegungen von Bandura weiterreichen, und daß die Konditionierungsprinzipien, die beim Erwerb des beobachteten Ver-

haltens eine Rolle spielen, Strukturbildungsgesetze sind. Das würde allerdings voraussetzen, daß man die symbolisierten und verkodeten Wahrnehmungsinhalte, von denen Bandura spricht, als Teile von Strukturen betrachtet. Ebenso könnten bestimmte lerntheoretische Ergebnisse darüber genaueren Aufschluß geben, auf welche Weise und unter welchen Umständen sich Strukturen im sichtbaren Verhalten niederschlagen. Bevor eine Ergänzung beider Theorien, wie sie hier skizziert wird, in die Nähe rückt, müssen sich die Forscher beider Richtungen allerdings erst einmal für die Fragestellungen der Gegenrichtung aufgeschlossen zeigen.

Abschließend läßt sich sagen, daß die lerntheoretischen Experimente zwar nicht zur Überprüfung psychoanalytischer Aussagen beitragen, weil in ihnen Hypothesen untersucht werden, die im Rahmen der psychoanalytischen Theorie niemals aufgestellt wurden, wohl aber im Hinblick auf eine umfassende psychologische Theorie, als Ergänzung zu psychoanalytischen Beiträgen gewertet werden können.

Zusammenfassung

Das psychoanalytische und das lerntheoretische Identifikationskonzept wurden unter wissenschaftstheoretischen Aspekten diskutiert und miteinander verglichen. Zunächst wurde festgehalten, daß die Begriffe in beiden Theorien unterschiedlichen Erklärungswert haben. In der psychoanalytischen Theorie wird Identifikation als theoretischer Begriff behandelt, und zwar zur Bezeichnung einer Disposition, die als konstante Bedingung das Verhalten beeinflusst. Eine entsprechende Interpretation ist in der Lerntheorie aus syntaktischen Gesichtspunkten nicht möglich; denn diese lassen hier nur zeitlich vorangehende Sachverhalte als Ursachen zu. Außerdem müssen alle Antecedenzbedingungen in der Beobachtungssprache definierbar sein. Identifikation muß deshalb immer für Ereignisse stehen und wird demgemäß als klassifikatorischer Begriff für einen spezifischen Verhaltenstyp gebraucht.

Die Konzeption des Begriffes steht in engem Zusammenhang mit den Methoden, die zur Erforschung der Identifikation angewandt werden. Die Lerntheoretiker wählen übereinstimmend die systematische Beobachtung, fast ausschließlich im Laboratorium, und behandeln ihr Gegenüber wie einen physikalischen Gegenstand, der selbst nicht Aufschluß über sich geben kann. Die Psychoanalytiker, die von vornherein nicht annehmen, daß sich Identifikation durch Beobachtung in ihrer ganzen Bedeutung erfassen läßt, treten in Kommunikation mit ihrem Forschungsgegenstand und deuten dessen sprachliche Äußerungen in inhaltlicher und formaler Hinsicht mittels des Verfahrens psychoanalytischer Hermeneutik. Dieser Weg führt induktiv zur Bildung von Hypothesen, deren Überprüfung heute noch Probleme bereitet. Erklärungen, die sich von Fundamentalgesetzen ableiten lassen, sind deshalb in der Psychoanalyse noch nicht möglich. Psychoanalytische Erklärungen können gegenwärtig nur skizziert, aber

nicht effektiv gegeben werden. Es ist hier jedoch der Ansatz zu einer ebenso vollständigen wie detaillierten wissenschaftlichen Systematisierung aller relevanten Befunde zu erkennen. Welchen Charakter die anzuführen=den Gesetze haben werden, ist noch nicht geklärt. Sicher ist, daß eine psychoanalytische Kausalerklärung Sukzessions- und koexistenzgesetze enthält - ob diese jedoch deterministisch oder statistisch sein werden und ob sich je quantitative Aussagen treffen lassen werden, ist noch nicht zu entscheiden.

Lerntheoretische Erklärungen operieren hingegen ausschließlich mit deterministischen Sukzessionsgesetzen. Dies impliziert einen Ausschluß aller konstanten Faktoren des Verhaltens und eine unvollständige Erfassung der relevanten Daten. Identifikation wurde von den Lerntheoretikern bisher aber nicht nur aus theoretischen, sondern auch aus praktischen Gründen nur einseitig interpretiert. Die Tatsache, daß nur im Laboratorium inszenierte Identifikationen überprüft wurden, führte einmal dazu, daß sich die Aufmerksamkeit der Forscher nur auf manipulierbare Variablen richtete, und zum andern dazu, daß nur Identifikationsphänomene von peripherer Bedeutung untersucht wurden, bei denen wahrscheinlich andere Dominanten dominant sind als bei jener Form der Identifikation, die von einschneidender Bedeutung für die gesamte Existenz eines Menschen ist, und über die wiederum die psychoanalytische Theorie komplexe, aber schwer beweisbare Aussagen trifft.

Es wurde zum Abschluß der Arbeit die These vertreten, daß sich psychoanalytische und lerntheoretische Ergebnisse möglicherweise zu einer umfassenden Theorie der Identifikation ergänzen lassen, da sie sich vor allem in der Perspektive der Forschung unterscheiden und dementsprechend vielleicht dasselbe Phänomen in verschiedenen Ausprägungsgraden, unter verschiedenen Aspekten und mit unterschiedlichen Fragestellungen untersuchten.

Literatur-Verzeichnis

- Apel, K.O., Zeitschrift für Theologie und Kirche 63, 1966
- Atkin, S. Psychoanalytische Betrachtungen über Sprache und Denken, Psyche 2 1972
- Baer, D.M. & Sherman, J.A. Reinforcement control of generalized imitation in young children, J. of exp. child psychol. 1, 1964 S.37-49
- Bandura, A., Principles of Behavior Modification, 1970
- Bandura, A. Social Learning Theory of Identification Processes, unveröffentl. Manuskript für Goslin, D.A. & Glass, D.C. (eds.) Handbook of socialisation theory and research 1968
- Bandura, A. & Walters, R.H. Social Learning and Personality Development 1963
- Beres, D. Symbol und Objekt, in Psyche 12, 1970 S.921-940
- Berger, S.M. & Johansson, S.L., Effects of a Model's expressed emotions on an observer's resistance to extinction, J. Pers. Soc. Psychol. 10, 1968, S.53-58
- Bronfenbrenner, U. The study of identification through interpersonal perception, in Tagiuri, R. & Petrullo, L. (eds.) Person Perception and Interpersonal Behavior 1965 S.110-129
- Bronfenbrenner, U., Freudian Theories of identification and their derivatives, Child Devel. 31, 1960, S.15-39
- Brenner, Ch., Grundzüge der Psychoanalyse, 1987
- Dray, W., Laws and Explanations 1964
- Erikson, E.H., Identität und Lebenszyklus, 1966
- Erikson, E.H., Das Problem der Identität, Psyche 10, 1956/57
- Fenichel, O., Die Identifizierung (1926), neuveröffentlicht in Fenichel, O. Psychoanalyse und Gesellschaft 1972
- Freud, A., Das Ich und die Abwehrmechanismen (1936), neuveröffentlicht als Kindler-Taschenbuch ohne Jahres-Angabe

- Freud, S. Gesammelte Werke, Bd. II/III, VII, X, XIII, XIV, XV, XVI, XVII
- Gadamer, H.-G., Wahrheit und Methode 1965
- Gadamer, H.-G., Rhetorik, Hermeneutik und Ideologiekritik. Metakritische Erörterungen zu "Wahrheit und Methode", in Hermeneutik und Ideologiekritik 1971
- Grusec, J.E. & Mischel, W., The model's characteristics as determinants of social learning, J.Pers.Soc. Psychol. 4 1966 S.211-215
- Habermas, J., Erkenntnis und Interesse. Frankfurt 1970
- Habermas, J., Zur Logik der Socialwissenschaften 1971
- Hartmann, H., Die Entwicklung des Ich-Begriffes bei Freud, in Zur Psychoanalytischen Theorie des Ich, Sonderheft der Psyche 1964 S.102-126
- Hetherington, E.M. & Frankie, G. Effects of parental dominance, warmth and conflict on imitation in children, J.Pers. Soc. Psychol. 6 1967 S.119-125
- Huston Stein, A., Imitation of resistance to temptation, Child.Devel. 38 1967 S.157
- Kagan, J. & Phillips, W., Measurement of Identification, J.abn.soc.psychol., 69 1964 S.442-444)
- Mac Intyre, A.C., Das Unbewußte, eine Begriffsanalyse 1968
- Langer, S. Philosophie auf neuem Wege 1965
- Lampl de Groot, J. Psyche XXI 1967
- Loch, W. Über die Zusammenhänge zwischen Partnerschaft, Struktur und Mythos, Psyche xxiii 1969 S.481-507
- Loch, W., Zur Theorie, Technik und Therapie der Psychoanalyse 1972
- Lorenzer, A., Sprachzerstörung und Rekonstruktion 1970a
- Lorenzer, A., Symbol, Sprachverwirrung und Verstehen Psyche 12 1970b S.895-920
- Maccoby, E.E., Role-taking in childhood and its consequences for social learning, Child.Devel. 30 1959, S.239-252

- Maccoby, E.E. The taking of adult roles in middle childhood
J.abn.soc.psychol. 63 1961 S.493-503
- Mentzos, St. Die Veränderung der Selbstrepräsentanz
in der Hysterie, Psyche xxv 1971 S.669-685
- Miller, N.E. & Dollard, J., Social Learning and Imitation
1941
- Mowrer, O.H. Learning Theory and Personality Dynamics 1950
- Mowrer, O.H. Learning theory and the symbolic processes
1960
- Mussen, P.H. & Distler, L. Masculinity identification
and father-son relationships, J.abn.soc.psychol.59
1959 S.350-356
- Rapaport, O. Die Struktur der Psychoanalytischen Theory
1961
- Sears, R.R. & Maccoby, E.E. & Levin, H. Patterns of child
rearing 1957
- Sears, R.R. & Rau, L. & Alpert, R., Identification and child
rearing 1965
- Secord, P.F. & Backman, C.W. Social Psychology 1965
- Skinner, B.F., Science and human behavior 1953
- Spitz, R., in Psyche X, 1956/57
- Stegmüller, W. Probleme und Resultate der Wissenschafts=
theorie und Analytischen Philosophie Band I 1970a und
Band II 1970b
- Wittgenstein, L. Tractatus logico-philosophicus 1963
- Wittgenstein, L. Philosophische Untersuchungen 1971
- Zacharias, G. Bemerkungen zur Genese der Kompromiß=
bildung, Psyche XXV 1971 S.685-692

Lebenslauf

- 24.12.1941 geboren in Düsseldorf als zweite Tochter
von Hermann und Margarete Roeder
- 1948-1952 Volksschule in Düsseldorf
- 1952-1961 humanistisches Gymnasium in Düsseldorf
(Goethe-Schule II)
- ab 1961 Studium an der Philosophischen Fakultät
der Universität München in den Fächern
Psychologie, Philosophie, Soziologie und
Politische Wissenschaften (u.a. bei den
Professoren Ph.Lersch, A.Görres, E.Grassi
und K. Sontheimer)
- 1966 Diplom in Psychologie
- ab 1967 Arbeit an der Dissertation, daneben wei-
teres Studium in den oben genannten Fä-
chern, Mitarbeit an mehreren wissenschaft-
lichen Projekten in und außerhalb des
Hochschulbereichs
- 1972 Abschluß der Dissertation und Beginn einer
Mitarbeit in der Friedensforschungsgruppe
der Forschungsstelle für Psychopathologie
und Psychotherapie in der Max Planck
Gesellschaft

